Süd-Tirol

von

Dr. Karl v. Grabmayr

DG
975
V42G7

G. ULLSTEIN u. CO. BERLIN

Männer und Völker

Süd-Tirol

Süd-Tirol

Land und Leute vom Brenner bis zur Salurner Klause

UNIVERSITY OF TORONTO

Eingeleitet und herausgegeben
unter Mitwirkung hervorragender
tirolischer Gelehrter und
Schriftsteller von

Dr. Karl von Grabmayr
Präsident des d.-ö. Verwaltungs-Gerichtshofs

563087
14.5.53

1919

Verlag Ullstein & Co, Berlin

DG
975
V42G7

LIBRARY
MAY 22 1973
UNIVERSITY OF TORONTO

Alle Rechte, einschließlich das Recht der Übersetzung, vorbehalten
Amerikanisches Copyright 1919 by Ullstein & Co, Berlin

Inhalt

Geleitwort / Dr. Karl von Grabmayr . . . 9

Tirols politische Lage seit dem großen Kriege / Dr. Franz Schumacher 13

Tirol in der Urzeit / Dr. Oswald Menghin . 21

Tirols Geschichte / Dr. Hans von Voltelini . 27

Die Besiedelung des Landes / Dr. Hermann Wopfner 49

Tirols Aufgaben / Dr. Karl Domanig . . . 59

Aus dem Tiroler Volksleben / Dr. Ludwig von Hörmann 69

Das Wirtschaftsleben / Dr. Hermann Schullern-Schrattenhofen 83

Südtirol im Lichte des italienischen Irredentismus, Nationalismus und Imperialismus / Dr. J. Ph. Dengel 99

Die Südgrenze von Deutschtirol und Ladinien / Dr. Franz von Wieser 107

Die deutschen Sprachinseln in Welschtirol / Dr. Wilhelm Rohmeder 115

Ladinien:

Altladinien / Dr. Ernst Gamillscheg-Purtscher 127

Geographisches / Dr. Arch. Lardschneider 138

Geschichtliches / Dr. Arch. Lardschneider 144

Sprache und Literatur / Dr. Arch. Lardschneider 151

Die Volkskunst / Dr. Heinrich Hammer 154

Der Volkscharakter / Dr. Arch. Lardschneider 160

Die Pflege der Musik in Südtirol / Lambert Streiter 167

Die deutsche Sprache in Südtirol / Dr. J. Schatz 185

Neuere deutsche Dichtung aus Südtirol / Dr. Anton Dörrer 197

Aus älterer Kunstgeschichte / Dr. Josef Garber 225

Die Kunst des neunzehnten Jahrhunderts und der Gegenwart / Dr. Heinrich Hammer . . 237

Vor der Entscheidung / Dr. Eduard Reut-Nicolussi 247

Literatur im Kampf um die tirolische Landeseinheit / Dr. Anton Dörrer 253

Geleitwort

Voll banger Sorge erwarten wir Tiroler die Entscheidung, die von den Mächten auf der Friedenskonferenz über das Schicksal unserer teueren Heimat gefällt wird. Es geht für uns um Sein oder Nichtsein! Denn wenn man den imperialistischen Gelüsten der Italiener nachgibt, wenn man das deutsche Südtirol in ein welsches „Alto Adige" verwandelt, italienischer Herrschaft unterwirft, dann gibt es kein Tirol mehr, dann verschwindet von der Landkarte die sonnbeglänzte, sagenumrankte deutsche Südmark, an der wir mit allen Fasern unseres Herzens hängen.

Machtlos, waffenlos tragen wir das harte Los der Besiegten. Wir können unser Heil nur von der Einsicht der Sieger erwarten, können versuchen, die Schöpfer der neuen Weltordnung zu überzeugen, daß es ihren eigenen Zwecken widerstrebt, wenn sie unter Verleugnung der von ihnen stets verkündeten Grundsätze ein kerndeutsches Volk unter ein verhaßtes Fremdjoch zwingen, wenn sie ein Land, das seit altersgrauen Zeiten national, kulturell und wirtschaftlich geeint war, zerreißen und verstümmeln.

Diese Einsicht in weitesten Kreisen zu verbreiten, ist die Absicht des Buches, dem ich dies kurze Geleitwort widme. Inmitten seiner Tätigkeit zur Erhaltung der Heimat hat Dr. Anton Dörrer, Sekretär der Tiroler Künstlerkammer, die Entstehung und die Zusammenstellung dieses Buches veranlaßt und in wenigen Wochen die redaktionelle Arbeit geleistet. Er übernahm schließlich an Stelle und über Vorschlag seines Lehrers, des Hofrates Univ.-Prof. Dr. J. E. Wackernell, der in der Denkschrift der Universität Innsbruck die Literatur in Deutschsüdtirol behandelt hatte, auch noch die Bearbeitung der neueren deutschen Dichtung aus Südtirol sowie die Zusammenstellung der Veröffentlichungen im gegenwärtigen Ringen um die Landeseinheit. Auf sein und des Verlags Ersuchen zeichne ich gerne als Herausgeber des ganzen Werkes. Aus den Schilderungen, in denen hervorragende tirolische Gelehrte und Schriftsteller die Wesensart des deutsch-ladinischen Südtirols allseitig

beleuchten, ergibt sich ein Gesamtbild unserer Heimat, das wohl allen, Freunden und Gegnern, verständlich macht, welche Empfindungen uns Tiroler angesichts der drohenden Gefahr der Landeszerreißung bestürmen.

Doch obwohl ein Volk in Not, wollen wir den Mut nicht sinken lassen. Wir wollen hoffen, daß im hohen Rate, der jetzt über Länder und Völker selbstherrlich verfügt, doch auch die Stimme der Gerechtigkeit zu Gehör kommt und daß ein erlösendes Wort uns Tirolern die Freiheit der Selbstbestimmung zurückgibt. Wir wollen hoffen, daß unser gelobtes Heimatland nach all den furchtbaren durch den Krieg uns auferlegten Opfern und Leiden im Verein mit dem deutschen Gesamtvaterlande einer besseren Zukunft, einer neuen Blüte entgegengehe.

Wien, im März 1919

Dr. Karl von Grabmayr

Präsident des d.-ö. Verwaltungs-Gerichtshofs

Tirols politische Lage seit dem großen Kriege

Von

Senatspräsident Dr. Franz Schumacher

Erster Landeshauptmannstellvertreter in Tirol

In den ersten Oktobertagen des Jahres 1918 bot Österreich-Ungarn den Feinden den Frieden an unter Zugrundelegung der vierzehn Punkte Wilsons, deren neunter lautete: „Berichtigung der Grenzen Italiens nach klar erkennbaren nationalen Linien."

Damit begann in Tirol die Sorge um die Zukunft des Landes.

Am Volkstage in Brixen (13. Oktober), der dazu bestimmt war, dieser Sorge Ausdruck zu geben und für die

Erhaltung der Landeseinheit laut die Stimme zu erheben, wurde unter der Einheit des Landes noch das Land in seinen alten Grenzen „von Kufstein bis zur Berner Klause" verstanden, mit Einschluß Welschtirols, aus welchem Vertreter zur Tagung erschienen waren. Aber man fühlte damals schon, daß der italienische Teil Tirols in der Tat nicht mehr zu retten und bereits auch der deutsche Süden bedroht sei.

Was durch die in Brixen gehaltenen Reden ahnungsvoll hindurchklang, sollte nur zu bald zur Wahrheit werden.

Zwei Wochen nachher, bei der Tagung der Tiroler Nationalversammlung im Landhause zu Innsbruck am 26. Oktober, wurde den an den südlichen Landesgrenzen kämpfenden Truppen noch „heißer Dank und begeisterter Gruß" entboten. Es war der letzte Gruß an eine Armee, die bereits in der Auflösung begriffen war und die wenige Tage nachher den Befehl erhielt, sich von den Grenzen zurückzuziehen.

Der 3. November brachte die Nachricht vom Abschlusse des Waffenstillstandes mit Italien. Am gleichen 3. November, unter dem Sonnenscheine eines freundlichen Sonntagnachmittags, betraten die ersten, in fliegender Eile vorausgesandten Vortruppen des italienischen Heeres den Boden der Stadt Trient. Sie betraten ihn nicht kraft der Waffenstillstandsbedingung, welche ihnen die Besetzung dieses so lange siegreich verteidigten

Gebietes einräumte, sondern als „Eroberer"; der Waffenstillstand, den am Morgen jenes Sonntags amtliche Kundmachungen an den Straßenecken der Stadt als bereits geschlossen angekündigt hatten, war nach italienischer Auffassung noch nicht in Kraft getreten. So ging Welschtirol am 3. November ohne Schuß, ohne Schwertstreich verloren.

Der 4. November und die folgenden Tage waren Tage der Trauer und tiefsten Schmach für die treu gebliebenen Teile des österreichisch-ungarischen Heeres im Süden Tirols, darunter auch für die braven Tiroler Regimenter, die im Vertrauen auf den eingetretenen Waffenstillstand friedlich von ihren Höhen herabgestiegen waren: anstatt, wie sie gehofft hatten, heimkehren zu können, fielen sie in Trient und auf den in die umliegenden Täler führenden Verkehrswegen in die Gefangenschaft des Feindes. Die Italiener erkannten den Waffenstillstand erst von der dritten Nachmittagsstunde des 4. November als in Geltung stehend an. Sie waren zu dieser Stunde im Etschtale gerade bis zur Sprachgrenze an der Salurner Klause vorgerückt; was an österreichisch-ungarischen Truppenteilen hinter ihnen sich befand, wurde als gefangen erklärt.

Aber die Vorrückung der Italiener ging noch weiter. Im dritten Punkte des Waffenstillstandsvertrages war vereinbart, daß sich die österreichisch-ungarischen Kräfte

hinter eine Linie zurückzuziehen haben, die quer durch Tirol von den Quellen der Etsch und des Eisack beim Reschen-Scheideck und am Brenner bis Toblach reicht und dort nach Süden abbiegt; bis zu dieser Linie ward dem Feinde das Recht der Besetzung eingeräumt mit der weiteren Befugnis, die öffentliche Verwaltung im besetzten Gebiete militärisch zu kontrollieren. Damit war Italien das Recht gegeben, seine Hand auf das deutsche Südtirol zu legen, auf jenes sonnenbeglänzte Stück Erde, wo die Geschichte Tirols einst begonnen hat, wo der größte Volksheld Tirols seine Wiege hatte, wo seit Jahrhunderten das Herz des Landes schlägt.

Italienische Truppenmassen wurden bis in die höchstgelegenen Orte, die kleinsten Weiler, die entferntesten Hochtäler vorgeschoben.

Sobald das Gebiet besetzt war, wurde es nach außen streng abgesperrt. Innerhalb des Gebietes wurde die Presse geknebelt, das Versammlungsrecht aufgehoben, jede freie Meinungsäußerung unterdrückt. In willkürlicher Ausdehnung des eingeräumten Kontrollrechtes wurden die heimischen Verwaltungsbehörden in italienische Zivilkommissariate umgewandelt; den Gerichten ward aufgetragen, Recht zu sprechen auf Grund der vom königlich italienischen obersten Heereskommando erteilten Vollmachten. All dies deutete darauf hin, daß mehr als eine bloß vorübergehende Besetzung beabsichtigt

war. Bald sagte es die italienische Presse auch offen heraus: Das besetzte Gebiet bis zur Brennergrenze wird dem Königreiche einverleibt werden, der Londoner Geheimvertrag vom Jahre 1915 gäbe Italien das Recht dazu. Auf dieses Recht des Siegers pochte die feindliche Militärgewalt, die sich inmitten der deutschen und ladinischen Bevölkerung einrichtete, als ob sie zu Hause wäre. Vereinzelte italienische Stimmen, die vor der Angliederung deutschen Gebietes an den italienischen Nationalstaat warnten, wurden niedergeschrien. Es sei nicht eigentlich deutsches, sondern italienisches Land, das nur im letzten halben Jahrhundert gewaltsam verdeutscht worden sei — so behaupteten, aller Wahrheit ins Gesicht schlagend, die Sendlinge Roms, die im Museum zu Bozen ihren Sitz aufgeschlagen hatten und von dort aus die großen Blätter Italiens bedienten. Stumm mußte die gedrückte Bevölkerung ihr Schicksal ertragen. Sie mußte es erdulden, daß ihr williger Gehorsam und die äußere Ruhe, die einzuhalten die Klugheit gebot, von der öffentlichen Meinung Italiens als Zustimmung zu dem innerlich so verhaßten Joche ausgelegt wurde. Nur ab und zu tönte ein Hilferufschrei über die sorgsam gehütete Grenze heraus nach Norden: Brüder, rettet uns!

Aber auch im Norden Tirols hatte einstweilen auf Grund des vierten Punktes des Waffenstillstandsvertrages, der das Recht der Besetzung strategisch wichtiger

Gebiete vorsah, die italienische Militärmacht festen Fuß gefaßt.

Der Groll, der die Herzen aller treuen Tiroler erfüllte, konnte sich auch hier nicht in freier Weise Luft machen. Und vor allem war eines unmöglich: den eingeschlossenen und mit der Losreißung von der eigenen Nation und der engeren Heimat bedrohten Südtirolern wirklich werktätige Hilfe zu bringen. Man konnte wieder nur rufen und Hilfe erbitten.

An Rufern fehlte es nicht.

Der zu Ende Oktober eingesetzte Tiroler Nationalrat und die später an seine Stelle getretene Nationalversammlung in der Hauptstadt Tirols erhoben bei jeder Gelegenheit ihre Stimme und erklärten sich zu jeglichem Opfer bereit für die Rettung des südlichen Landesteiles, für die Erhaltung der Einheit Tirols. Der Landesvertretung schloß sich die Presse, schlossen sich die öffentlichen Körperschaften, schloß sich das ganze Volk in Nordtirol an, das am Sonntag, den 16. März, wie Sturmeswehen den Ruf erschallen ließ für das Recht der Selbstbestimmung, für Volkseinheit, Freiheit und Gerechtigkeit. Und die Stimmen, die aus Tirol ertönten, fanden ihr Echo im deutschen Österreich und überall in deutschen Landen; einmütig wurde es in hundertfältigem Chore als eine Herzenssache des ganzen deutschen Volkes erklärt, daß die Perle deutschen Landes nicht verlorengehe.

So steht Tirol, das Tirol der Deutschen und Ladiner, an der Schwelle des Sommers 1919. Tirol mußte es geschehen lassen, daß es der Feind in Fesseln lege. Daß er es auch zerstückle, das wird man nicht geschehen lassen können, wenn anders Recht und Freiheit eines Volkes, das seinen Platz in der Weltgeschichte in Ehren ausgefüllt hat, den jetzigen Lenkern der Weltgeschichte nicht leerer Schaum und hohle Worte sind. Wehrlos, aber nicht mutlos harrt darum Tirol der reifenden Geschicke, Erlösung erwartend.

Tirol in der Urzeit

Von

Universitätsprofessor Dr. Oswald Menghin

Die politischen und kulturgeographischen Gebilde, deren reiches und seltsam geschlungenes Netz das moderne Europa überzieht, verdanken ihre Entstehung zumeist den Verhältnissen des Mittelalters und können gewöhnlich nicht über diesen Zeitraum verfolgt werden. Mag es aber auch hin und wieder gelingen, den Bestand einer Landschaft in historisch-politischem Sinne für die römische Zeit nachzuweisen: zwischen den Kultur- und Volksgrenzen der vorgeschichtlichen und der neueren Zeit besteht nur mehr in ganz seltenen Fällen ein greifbarer Zusammenhang. Ist jedoch

ein solcher irgendwo vorhanden, so darf man mit Sicherheit darauf schließen, daß übermächtige natürliche Vorbedingungen mit im Spiele sind, Bedingungen, denen sich der Mensch immer wird fügen müssen, solange die Grundlagen der Kultur nicht gänzlich in sich zusammenstürzen.

Ein solches Land, in dem Menschenwille die von der Natur gegebenen Voraussetzungen nicht entkräften kann, ist Tirol. Sein Zusammenschluß läßt sich daher bis in die fernen Tage der Urzeit zurückverfolgen. Freilich, in der ältesten Zeit, als der Fuß des Siedlers zum ersten Male zögernd das unheimliche Reich der Berge betrat, kann von einer Einheit des Landes nicht die Rede sein. Vom Norden und vom Süden her wird in der jüngeren Steinzeit die Besiedelung in Angriff genommen und in der Bronzezeit ausgebaut. Langsam nur rücken die Siedelungsströme aufeinander zu, breit und furchtbar liegt zwischen ihnen das Massiv der Zentralalpen. Naturgemäß bildet in diesem ganzen Zeitraume der Norden des Landes mit Bayern und der danubischen Zone, der Süden mit der Poebene eine nähere Kulturgemeinschaft. Der bedeutendste jungsteinzeitliche Fundplatz Nordtirols, die Tischoferhöhle bei Kufstein im Kaisertale, die spätbronzezeitlichen Urnenfelder des Inntales beweisen dies für den Norden des Landes ebenso augenfällig wie die zahlreichen Kulturüberreste aus den neolithischen und bronzezeitlichen Wohngruben, Wallburgen und Gräbern im Flußgebiete der Etsch für Südtirol.

Allein der primitive Zustand, in dem der Kamm der Alpen ein grenzebildendes Hindernis darstellen konnte, war bald überwunden, und die verbindende Kraft der Pässe, die wirksam werden mußte, sobald sich die Siedelungsgebiete genügend zusammengeschoben hatten, trat in Geltung. Überschritten wurden Brenner und Reschen-Scheideck ja schon am Ausgange der Steinzeit; in der Bronzezeit dürfen sie als viel begangene Handels-, ja wohl auch als Völkerstraßen gelten. In der Eisenzeit — seit etwa 1000 v. Chr. — sind sie mehr geworden. Jetzt gleicht der Brenner einer Klammer, die den Norden und den Süden des Landes mit eisernem Griffe zusammenzwingt. So fest hält dieses Band, daß ein um diese Zeit eindringendes Volk nicht anders kann, als die Täler beiderseits des Alpenkammes zu besetzen und damit schon in grauer Urzeit den Grundstein für das künftige Land Tirol in seiner ethnischen und kulturellen Einheit zu legen. Dieses Volk waren die Veneter oder wenigstens ihnen engverwandte Stämme, wie sie im ganzen Ostalpengebiete saßen, alle zusammen vermutlich ein Zweig des großen Illyrervolkes. Archäologie und Namenforschung lehren uns dies. Funde, wie sie zu Welzelach im Virgentale und zu Matrei am Brenner an den Tag gekommen sind, beweisen schon für das siebente und sechste Jahrhundert v. Chr. engste Beziehungen zum venetischen Kulturkreise. Stammnamen wie Breones und Venostes, Ortsnamen wie Teriolis, Matreium, Humiste, Aguontum und viele andere zeigen venetisches Gepräge

Teile im Südwesten des Landes, vor allem der Nonsberg, mögen von dieser Einwanderung unberührt geblieben sein und zunächst noch ihre Ureinwohnerschaft, die in Südtirol vielleicht eine Mischung von Ligurern und Protoitalikern war, behalten haben: im großen und ganzen war das Land am Ausgange der Eisenzeit — um 500 v. Chr. — zweifellos ethnisch und kulturell einheitlich geworden.

Auch in der Folgezeit änderte sich daran nicht viel, obwohl das fünfte Jahrhundert neue Volkselemente in die tirolischen Berge brachte. Die Kelten begannen ihre Wanderzüge gegen Osten, teils südlich, teils nördlich der Alpen vordringend. Daß sie das tirolische Inntal erreicht hätten, läßt sich nicht beweisen. Im Süden des Landes aber haben sie zweifellos Fuß gefaßt, freilich kaum weit über Trient hinaus. Viel wichtiger wurde für Tirol der Umstand, daß ein Teil der von ihnen besiegten Etrusker Mittelitaliens in den Bergen Schutz suchte und fand. Mit voller Sicherheit beweisen das etruskische Inschriften, wie sie zu Cles und Tavon am Nonsberg, im Pfatten, am Ritten und auf Schloß Greifenstein bei Bozen, zu Tisens bei Meran, zu Cembra im Fleimstale gefunden wurden. Diese etruskischen oder rasenischen Stämme waren es wohl auch, an denen zuerst der Name Räter haftete, mit dem dann die Alten die ganzen Alpenvölker Tirols und der Ostschweiz benannten. Kulturell verschmolzen die Etrusker bald mit den übrigen Bergstämmen, deren sie ja einen Teil in sich aufsogen. Sprachlich hielten sie sich aber

bis zur Römerzeit. Gegenüber den Kelten bildeten sie mit den Venosten, Breonen, Genaunen, Fokunaten, Isarkern und wie diese Stämme alle heißen mögen, zweifellos eine Einheit, die archäologisch insbesondere in der Ablehnung der gallischen La-Tène-Kultur ihren Ausdruck findet. Ist es doch eine schon seit längerem bekannte Erscheinung, daß Tirol in der späteren Eisenzeit eine eigene kleine Kulturprovinz darstellt, deren Altertümlichkeit von der Umgebung stark absticht. Die Besiedelung des Landes, insbesondere seiner mittleren und nördlicheren Teile, darf man sich nicht allzu dicht vorstellen. Große Täler, wie Passeier, Ulten, Sarntal, Ötztal haben bisher keine Zeugnisse prähistorischer Besiedelung geliefert. Gröden war dagegen merkwürdigerweise bewohnt, ebenso das hochgelegene Virgental. Es war wohl der Bergsegen, der die Menschen dahin verlockte.

Als die Römer das Land eroberten, schlugen sie nicht ganz Südtirol zu Italien, sondern ließen einen breiten Strich südlich des Alpenkammes bei der neuen Provinz Rätien, wobei sie, wie es scheint, im großen und ganzen der Volksgrenze zwischen Etruskern und den venetischen Stämmen folgten. Sie erkannten offenbar die geographische, wirtschaftliche, kulturelle und ethnische Geschlossenheit des Gebietes und wahrten in staatsmännischer Einsicht den Grundsatz, daß die Gebiete nördlich und südlich der Pässe zusammengehören. Diesen Grundsatz, der in der Natur des Landes wurzelt, hat die spätere Geschichte bekräftigt und wird auch in Zukunft alle Politik nicht aufheben können.

Tirols Geschichte

Von

Universitätsprofessor Dr. jur. et phil. Hans von Voltelin

Nicht Ströme noch die See scheiden die Menschen, noch die Berge. Zu beiden Seiten der Atlantik wohnen Angelsachsen und Franzosen, und die Kordilleren sind nicht die Grenze, sondern das Rückgrat der amerikanischen Staaten. Über niedere Pässe sind die Menschen stets in die benachbarten Täler hinabgestiegen. Das ist der Fall auch in Tirol. Der Zentralkamm der Alpen gewährt im Reschen-Scheideck und am Brenner bequeme Übergänge, und das Toblacher Feld verbindet das Rienztal mit dem Drautal viel mehr, als daß es sie scheidet. Weit eher kann die

Talenge bei Kufstein und bei der Finstermünz, konnten die Etsch- und Brentaengen beim Austritt dieser Ströme aus den Alpen und kann die Klause von Salurn als Landesmark gelten.

So finden sich bereits in vorrömischer Zeit Völker illyrischen Stammes nördlich und südlich vom Zentralalpenkamm. Als die Römer im Jahre 15 v. Chr. die Alpenvölker bezwangen, dehnten sie die Grenze Italiens nicht bis zum Reschen-Scheideck, Brenner und Toblacher Feld aus, sondern zogen sie am Fuß dieses Bergzuges von der Gegend von Meran bis nach Klausen. Was nördlich lag, schlugen sie zur Provinz Rätien, die das obere Rheintal umfassend sich bis zur Donau erstreckte. Zwar wurden nach und nach auch die Bewohner dieser Provinz romanisiert, aber die seit der vorrömischen Zeit hier wohnenden Völkerschaften behielten ihre Verbände. Gar oft wird der tapferen Breonen Erwähnung getan, die sich vom Inn- ins Eisacktal her erstreckten. Im sechsten Jahrhundert brachen die Bayern vom Norden her ins Land; sie überstiegen die Zentralalpen und rückten bis zum Talkessel von Bozen und dem Toblacher Feld vor, also die Grenze Italiens zurückschiebend. Die Bayern eroberten nicht bloß das Land, sie ließen sich dauernd in demselben nieder. Die Gegend von Bozen und Bruneck weist uralte deutsche, auf die erste Zeit der bayrischen Einwanderung zurückgehende Ortsnamen auf. Vor den Bayern mögen Trümmer von Ostgoten und anderen

ostgermanischen Völkerschaften eingewandert sein, die sich mit den Bayern vermischten. Den Süden des Landes besetzten fast gleichzeitig die Langobarden. Trient wurde der Sitz eines ihrer Herzoge. Auch sie waren ein deutscher Volksstamm; doch ihre Zahl war gering, und so gingen sie unter den Romanen auf. Karl der Große vereinigte den langobardischen Süden und Bayern mit dem fränkischen Reiche. Die Verbindung war zunächst nur für Bayern von Dauer.

Schon in den letzten Jahrzehnten der bayrischen Herrschaft und dann in der folgenden Zeit setzte eine ungemein ausgiebige Kolonisation Südtirols durch deutsche Einwanderer ein. Wohl dürfte dieser Zuzug mit der Neuordnung und dem Ausbau der bayrischen Kirche zusammenhängen. Das alte Bistum Säben wurde dem Erzstift Salzburg angegliedert, und Deutsche wurden fortan auf seinen Bischofstuhl berufen. Bayrische Stifter und Klöster wurden im Gebirge mit reichem Grundbesitz ausgestattet. Sie alle, voran das Bistum Säben als der größte Grundbesitzer im Lande, veranlaßten den Ausbau des dünnbevölkerten Landes. Damals haben im Norden das Ötz- und Pitz- und Zillertal, im Süden das Passeier- und Sarntal, wie die bis in die innersten Talwinkel hier fast durchweg vorherrschenden deutschen Ortsnamen jüngeren Gepräges erweisen, ihre Bevölkerung empfangen. Auch in den Haupttälern ist zweifellos sehr viel Land erst damals urbar gemacht worden und sind zahlreiche

deutsche Siedelungen von wilder Wurzel oder im Anschluß an ältere romanische entstanden. So sind die Deutschen nicht als Eroberer über den Brenner gekommen; in mühevoller Arbeit haben sie mit Axt und Pflug das Land zum guten Teil erst der Kultur gewonnen. Die hier sitzenden Romanen wurden von deutschen Siedlern aufgesaugt. In wenigen Jahrhunderten sind das Eisack- und Pustertal deutsch geworden und die alten romanisierten Räter noch in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters in die Seitentäler zurückgedrängt worden, wo sie sich noch heute als Ladiner halten. Dasselbe war im oberen Etschtal, dem Vintschgau, der Fall. Nur daß sich im obersten Teil des Tales, an der Grenze Graubündens, die romanische Sprache etwas länger erhielt, da sie Anhalt an die benachbarten stammverwandten rätoromanischen Dialekte des Bündner Landes fand.

Auch der südliche Teil des späteren Landes Tirol ist im Jahre 952 zu Deutschland gekommen. Otto I. vereinigte damals die Mark Verona, zu der auch Trient gehörte, mit Bayern. Als Verona später zu Italien gerechnet wurde, blieb doch Trient als deutsches Reichsbistum ein Bestandteil des Deutschen Reiches bis zur Säkularisation von 1803. Seit dem Ausgang des zehnten Jahrhunderts sind auch in Trient vorwiegend Deutsche auf den Bischofstuhl gelangt. Sie haben ihre Verwandten ins Land gebracht, von denen namentlich die Grafen von Eppan und Flavon sich auszeichneten. Diese begannen eine nicht

minder rege Kolonisation, wie sie im Bistum Brixen vor sich ging. Das Etschtal bis zur Mündung des Noce und Avisio ist auf diese Weise deutsch geworden. Im obersten Nonsberg entstanden die deutschen Gemeinden Laurein, Proveis und Unsere liebe Frau im Wald, und der Höhenzug am linken Etschufer bedeckte sich mit deutschen Dörfern. Jenseits der Avisioschlucht ist der Talkessel von Persen und das Suganertal wohl schon früher zum guten Teil von deutschen Siedlern bewohnt gewesen. Der Bergrücken zwischen Etsch und Brenta und das Terragnol- und Brandtal werden von Deutschen urbar gemacht. Diese südlichsten deutschen Niederlassungen berühren sich mit den deutschen Dörfern der Cimbern in den Sieben und Dreizehn Gemeinden, aus denen die Kolonisten im Gebiete zwischen Etsch und Brenta zum Teile stammen. Der Bergbau zieht auch in der Folge deutsche Knappen an, und Trient selber erhält einen beträchtlichen Bruchteil deutscher Bevölkerung. Das Bistum Trient ist in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters nahe daran, ein deutsches Land zu werden. Doch die Gegenreformation sperrt den weiteren Zuzug aus dem Norden, das Italienische verdrängt die älteren rätoromanischen Dialekte des Landes, der bischöfliche Hof von Trient wird zu einem italienischen, die Regierung in Innsbruck, dessen Fürstenhof selber zeitweise ein halbitalienisches Gepräge trägt, ermangelt jedes Verständnisses für die Bedeutung der nationalen Frage, die Gebildeten leben in der italienischen

Literatur und Kultur und sehen mit Verachtung auf die deutschen Bauern herab, nur bemüht, ihnen die italienische Sprache aufzudrängen, und so wird die Sprachscheide zuletzt zur Salurner Klause zurückgerückt. Nur wenige deutsche Gemeinden im Fersental und Lusern bewahren als Sprachinseln im welschen Tirol die deutsche Hausprache bis heute.

Kaiser Heinrich II. hat im Jahre 1004 die Grafschaft Trient dem Bischof von Trient, Kaiser Konrad II. im Jahre 1027 dazu noch die Grafschaft Bozen und wenn die Urkunde nicht verfälscht ist, auch die Grafschaft im Vintschgau verliehen. Brixen erhält durch denselben Kaiser gleichzeitig die Grafschaften im Inn- und Eisacktal, wozu später noch die Grafschaft im Pustertale kam. Auf diese Weise suchten sich die Kaiser die Straße über den Brenner zu sichern. Denn die Bistümer haben sie damals noch den Männern ihres Vertrauens zuwenden können. Damit ist die Verwaltung und Gerichtsbarkeit in dem Land im Gebirge in die Hände der Bischöfe gekommen und das Inntal mit dem Eisack- und Pustertal verwaltungsrechtlich vereinigt worden. Der Bischof von Trient behielt in seiner Hand nur die Grafschaft Trient, der von Brixen nur gewisse Teile seiner Grafschaften. Die übrigen Grafschaften vergaben die Bischöfe zu Lehen an adelige Laien, die nun dort die Grafengewalt ausübten. Unter diesen gräflichen Familien ragte die der Grafen des Vintschgaues oder, wie sie sich seit dem zwölften Jahrhundert

nannten, der Grafen von Tirol hervor. Noch im zwölften Jahrhundert erwarb sie die Grafschaft Bozen und die Schirmvogtei über das Bistum Trient. Graf Albrecht II. hat die brixenischen Grafschaften im Inn-, Eisack- und Pustertal und die Schirmvogtei über das Hochstift Brixen dazugewonnen. So ist er der eigentliche Schöpfer der Grafschaft Tirol geworden. Seine Besitzungen vererbten, da er nur Töchter hinterließ, an seine beiden Schwiegersöhne. Albrechts II. Enkel Meinhard II. hat sie alle wieder in seiner Hand vereinigt und das Werk seines Großvaters zum Abschluß gebracht. Es gelang ihm, das Hochstift Trient in seine Gewalt zu bringen und damit seinen Machtkreis bis zu den Berner Klausen auszudehnen. Im Innern hat er teils durch Verträge, teils durch Gewalt die mächtigen, mit den Grafen von Tirol wetteifernden Geschlechter zum größten Teil verdrängt und deren Besitzungen erworben oder sie in Abhängigkeit gebracht. So hat er die Grafschaften in den Bergen zu einem Landesfürstentum zusammengeschlossen. Durch Reichtum und Ansehen ragte er unter den süddeutschen Großen hervor; er hat die Verbindung mit dem Hause der Habsburger angeknüpft, die in der Folge von so großer Bedeutung werden sollte.

Die Söhne Meinhards II. standen an Begabung und Tatkraft hinter ihrem Vater zurück, besonders der jüngste und zuletzt überlebende Heinrich. Da auch Heinrich nur Töchter hinterließ, wurde sein Erbe zum Zankapfel der

großen süddeutschen Familien der Habsburger, Luxemburger und Wittelsbacher. Zunächst gewann die Hand der Erbtochter Heinrichs, Margarethe der Maultasche, Johann von Luxemburg, Markgraf von Mähren. Doch bald wurde er, da er weder das Gefallen seiner Gemahlin noch die Regentschaft seines Bruders Karls IV. die Zufriedenheit des Tiroler Adels erwerben konnte, mit Wissen des Kaisers Ludwig des Bayern aus dem Lande vertrieben. Ludwig löste kraft kaiserlicher Machtvollkommenheit die Ehe Margarethes und vermählte sie mit seinem Sohne Ludwig, dem Markgrafen von Brandenburg, ein Vorgehen, das in ganz Europa das größte Aufsehen erregte und dem Kaiser die päpstliche Exkommunikation eintrug. Ludwig war ein kraftvoller Regent. Doch starb er früh, und es folgte ihm sein wenig geratener Sohn Meinhard III. Nach dessen baldigem Tode ergriff die Mutter die Zügel der Regierung. Doch ihr Großneffe, Herzog Rudolf IV. von Österreich, bewog sie, ihn zum Erben des Landes Tirol einzusetzen, ja ihm bei ihren Lebzeiten noch das Land zu überlassen, 1363. Die Stände Tirols gaben ihre Einwilligung, und der Kaiser Karl IV. erteilte Rudolf IV. und seinen Brüdern die Belehnung. So ist Tirol an die Habsburger gekommen.

Den Habsburgern gelang es, das Land mit den Waffen gegen die Wittelsbacher und Görzer Grafen zu verteidigen, die Ansprüche auf Tirol geltend machten. Auch das Bistum Trient hat Rudolf IV. zu einem ewigen

Bündnis mit der Grafschaft Tirol vermocht, aus dem der Landesfürst gewisse Herrschaftsrechte im Bistum, besonders die Militär- und Steuerhoheit, ableitete. Spätere Verträge haben die Abhängigkeit des Bistums noch verschärft. Brixen ist gewohnheitsmäßig in eine ähnliche Lage gekommen für die wenigen und nicht ganz zusammenhängenden Gerichte, in denen es Landesherrschaft erwarb. Zu diesen Gerichten zählten die ladinischen Fassa, Enneberg und Buchenstein.

Als die Habsburger ihre Länder zu teilen begannen, wurde Tirol mit den sogenannten österreichischen Vorlanden in der heutigen Schweiz, in Baden, Württemberg und Bayern häufig als besonderes Verwaltungsgebiet in die Hände eines habsburgischen Herzogs gelegt. Unter den Herzogen des fünfzehnten Jahrhunderts ist Friedrich IV. „mit der leeren Tasche" bekannt. Wegen seines Verhaltens zum Konstanzer Konzil mit der Reichsacht vom König Sigismund und mit der Exkommunikation vom Konzil belegt, vermochte er sich durch die Treue der Bürger und Bauern Tirols zu halten und den widerspenstigen Adel niederzuwerfen. Sein Sohn Sigismund hat sich nicht minder in dem Streite mit dem Kardinal Nikolaus Cusanus und dem Papst Pius II., gestützt auf die Tiroler, behauptet.

In diesen Zeiten haben sich die Landstände Tirols entwickelt. Der Wechsel der regierenden Familien im vierzehnten Jahrhundert trug bei, ihren Einfluß zu heben.

Nicht nur Geistlichkeit, Adel und Städte, wie in den meisten deutschen Territorien, auch die Bauern haben in Tirol das Recht erhalten, Vertreter zu den Landtagen zu entsenden. Die Bauern haben in Tirol immerdar in größerer Zahl als in den meisten anderen deutschen Landen die Freiheit bewahrt, und in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters haben viele Hörige die Freiheit erlangt. Die Bauernhöfe waren nicht teilbar, und die agrarischen Zustände befriedigende, indem der Bauer zumeist ein erbliches Recht an seinem Hofe gewann. So berief als Gegengewicht gegen den Adel Herzog Friedrich IV. Vertreter der Bauern nach Tälern und Gerichten in die Landtage. Nach seinem Tode setzten sich die Tiroler Stände für ihren rechtmäßigen Herrn, den Erzherzog Sigismund, ein, haben aber in der Folge, als er sich als ein schwacher, dem Einfluß von Günstlingen ergebener und zur Verschwendung neigender Regent erwies, die Interessen des Landes kräftigst gegen den Erzherzog gewahrt und ihn zuletzt genötigt, den Ständen die Regierung des Landes zu überlassen. In den Tiroler Landständen war das ganze Land nördlich und südlich des Brenners vertreten. Ja die deutschen Südtiroler aus den sogenannten Weinvierteln überwogen. Der Adel war hier besonders zahlreich und mächtig, die Städte wohlhabend und blühend. Zu Ende des Mittelalters entwickelte sich Bozen mit seinen Märkten als der wichtigste Umschlagort zwischen dem süddeutschen und italienischen Handel. Das

politische Schwergewicht des Landes lag somit im Etschtal und Burggrafenamt (Umgebung von Meran), auch als der Sitz des Hofes und der Verwaltung nach Innsbruck verlegt war, das an der für die Habsburger so wichtigen Straße nach Schwaben lag.

Kaiser Maximilian I. hat Tirol wieder mit den übrigen österreichischen Ländern vereinigt. Doch bildete es mit den Vorlanden ein eigenes Verwaltungsgebiet als Vorderösterreich. Maximilian hat eine ausgreifende Politik getrieben, und so war seine Regierung eine kriegsbewegte. Tirol wurde in die meisten dieser Kriege verwickelt. Besonders bedeutsam ist der achtjährige Krieg mit der Republik Venedig geworden, nicht nur, weil dadurch die alte Südgrenze des Bistums Trient wiedergewonnen und das ladinische Ampezzo mit Tirol vereinigt wurde, sondern weil die Stände im sogenannten Landlibell von 1511 sich zur Landesverteidigung verpflichteten. Schon im Mittelalter ist bei feindlichem Einbruch das Bauernvolk aufgeboten worden, nun wurde durch das Landlibell das Verteidigungswesen des Landes gesetzlich geregelt.

Die Kriege Maximilians hatten das Anziehen der Steuerschraube in bisher nicht gekanntem Maße zur Folge. Der Steuerdruck und so manche Mißstände erzeugten eine Gärung unter den Bauern und den zahlreichen Bergknappen. Die Ideen der religiösen Reformation haben die Aufregung stellenweise noch vermehrt. Als

in Süddeutschland 1525 der große Bauernaufstand ausbrach, griff er auch nach Tirol und in die Bistümer Brixen und Trient hinüber. Tirol war nach dem Tode Maximilians I. seinem Enkel, dem späteren Kaiser Ferdinand I., zugefallen. Ferdinand beschloß, die Bewegung in gesetzliche Bahnen zu lenken, und so berief er den Landtag, um über die Beschwerden der Bauernschaft zu beraten. Die Prälaten wurden von den Beratungen des Landtages ausgeschlossen, der Adel folgte freiwillig; Bürger und Bauern aber faßten Beschlüsse, die, wenn sie auch nicht zur Durchführung gelangten, der politischen Einsicht ihrer Urheber das beste Zeugnis ausstellten und um Jahrhunderte dem Stande der politischen Verwaltung voraneilten.

Ferdinand I. teilte die österreichischen Länder unter seine Söhne, und die Teilungen wiederholten sich bis zum Aussterben der tirolischen Linie der Habsburger 1665. Tirol mit den schwäbischen Vorlanden stand in dieser Zeit meist unter einem besonderen Landesfürsten. Es ist die Zeit der Gegenreformation und zugleich der Ausbildung des landesherrlichen Absolutismus. Beide Richtungen traten schon unter Ferdinands I. Nachfolger, dem als Kunstsammler und Gemahl der Augsburger Patriziertochter Philippine Welser bekannten Erzherzog Ferdinand II. hervor.

Die Reformation war auch in Tirol eingedrungen. Sie fand Verbreitung hauptsächlich unter den Bergknappen

und Bauern. Mehr die Lehren der Wiedertäufer als die Martin Luthers oder Zwinglis und Kalvins haben werbende Kraft gehabt. Da der Adel in der Mehrzahl der alten Religion treu blieb, so wurde die Gegenreformation hier nicht zu einem Politikum wie in so vielen anderen deutschen Territorien. Gewiß ist es auch in Tirol zu Verfolgungen gekommen, zuletzt aber ist der katholische Glaube dem Volke in Fleisch und Blut übergegangen. Dem Bauersmann in den Bergen scheint gerade dieses Bekenntnis mit seiner festen Zuversicht auf die Hilfe der überirdischen Mächte in dem harten Kampfe mit den Elementargewalten der Natur Kraft und Stärke zu verleihen. So sind die Tiroler zu einem Volke von unverrückbar fester Gesinnung in religiöser und politischer Beziehung geworden. Diese Denkungsart wurde dadurch noch vermehrt, daß der geistige Verkehr mit dem protestantischen Deutschland und der Zuzug fremder Elemente nunmehr gesperrt war, wenn auch die Handelsbeziehungen Bozens zu den süddeutschen Städten aufrecht blieben, ja erst zur vollen Entfaltung seit dem sechzehnten Jahrhundert gekommen sind.

Die Verwaltung der Landesherren drängte in dieser Zeit die politische Bedeutung der Landstände zurück. Es begann die Herrschaft der Bureaukraten. In einem besonders erwies sich diese Verwaltung segensreich und bedeutungsvoll, in der Ausbildung der Landesverteidigung. Maximilian II., der Deutschmeister, war

bemüht, der Landwehr eine bessere Ordnung zu geben und sie durch Übungen im Frieden kriegstüchtig zu machen. Der Dreißigjährige Krieg hat zwar Tirol nur an seiner Bündner Grenze berührt, immerhin gab er Anlaß, die Landesverteidigung zu pflegen. Und der selbstbewußte und stolze deutsch-tiroler Bürger und Bauer trug mit Stolz seinen Stutzen, und das Scheibenschießen wurde sein Lieblingssport nicht minder wie in Holland und der Schweiz.

Schon im Mittelalter hatten die Tiroler sich durch Anhänglichkeit an den Landesherrn ausgezeichnet, und dieses dynastische Gefühl wuchs, da ein eigener Landesherr so lange in ihrer Mitte weilte und trotz aller welschen Etikette sich vielfach vertrauliche Beziehungen anknüpften. Es war ein dynastisches und nicht eigentlich ein Staatsgefühl, das die Tiroler beherrschte. Nur die lebhafteste Anhänglichkeit an die schöne Heimat erfüllte sie ganz. Ihr waren sie alles zu opfern bereit. „Für Gott, Kaiser und Vaterland" war später ihre Losung; aber beim Vaterland dachten sie nicht an den Kaiserstaat Österreich, sondern an ihr liebes Tirol.

Im Jahre 1665 fiel Tirol an den Kaiser Leopold I. und wurde mit den anderen österreichischen Ländern vereinigt. Die Pragmatische Sanktion von 1713, die auch von den Tiroler Ständen allerdings mit einem gewissen Widerstreben angenommen wurde, erklärte diese Verbindung für eine untrennbare. Nun teilte Tirol das Schicksal

der österreichischen Länder. So wurde es auch in den Spanischen Erbfolgekrieg hineingezogen. Der Kurfürst Max Emanuel von Bayern brach 1703 in Tirol ein, um den in der Lombardei stehenden Franzosen die Hände zu reichen. Doch die Tiroler verhinderten den Durchbruch. Bei der Pontlatzer Brücke hat der Landsturm aus dem Oberinntal die Bayern zurückgeworfen, und das Aufgebot des Eisack- und Etschtals trat dem Kurfürsten am Brenner gegenüber. Da auch in seinem Rücken der Ausbruch des Aufstandes drohte, sah sich dieser genötigt, das Land fluchtartig zu verlassen. Seitdem genoß Tirol wieder einer fast hundertjährigen Ruhe. Die Zentralisation der Verwaltung unter Maria Theresia traf auch Tirol, und ihre und ihres großen Sohnes Josefs II. Reformen kamen gleichfalls Tirol zugute. Sie wurden in dem konservativen Lande so manchmal nicht ohne Murren hingenommen, ja die Neuerungen Josefs auf dem kirchlichen Gebiete erregten nicht geringe Aufregung. Der offene Landtag von 1790, den Kaiser Leopold II. zur Abstellung der Beschwerden einberief, verlief ganz wie die gleichen Veranstaltungen in den anderen österreichischen Ländern ergebnislos. Die Landstände, unheilvoll verknöchert, suchten nur ihre feudalen Privilegien zu retten und zeigten sich allen Reformen abgeneigt.

Den konservativen und katholischen Sinn der Tiroler mußten die Vorgänge der Französischen Revolution mit Abscheu erfüllen. Bald pochten die Revolutionsheere

an die Pforten des Landes. Mantua war gefallen, und Napoleon Bonaparte drang durch Kärnten und Steiermark gegen Wien vor. Sein linker Flügel unter Joubert sollte durch das Etsch-, Eisack- und Pustertal seinen Weg nehmen, um die Flanke Napoleons gegen einen Ausfall der Österreicher aus den Bergen zu sichern. Nicht ohne schwere Kämpfe konnte Joubert seinen Auftrag erfüllen. Den Zugang zum Brenner verlegte ihm der Tiroler Landsturm. Besonders beim Dorfe Spinges bei Franzensfeste kam es zu heftigen Kämpfen. Ein Bauernmädchen aus dem ladinischen Enneberg hat inmitten der Landstürmer kämpfend sich dabei hervorgetan. Der Feind öffnete sich den Weg ins Pustertal, aber Tirol verließ er.

Auch der zweite und dritte Koalitionskrieg haben Tirol in Mitleidenschaft gezogen. Dieser endete mit der Besetzung des Landes durch die Franzosen und die mit ihnen verbündeten Bayern. Im Preßburger Frieden von 1805 mußte Tirol mit den Bistümern Brixen und Trient, die infolge des Reichsdeputationshauptschlusses 1803 säkularisiert und mit Tirol vereinigt worden waren, von Österreich an Bayern abgetreten werden. Für die Tiroler ein äußerst schmerzliches Ereignis.

Bayern begann mit Reformen, die zuletzt dahin zielten, das Land seiner Sonderstellung zu berauben und in die Lage der bayrischen Kreise zu bringen. Die

Landesverfassung wurde aufgehoben und viele Neuerungen wirtschaftlicher Natur durchgeführt. Bayrische Beamte wurden im Lande verwendet, die es nicht verstanden, die Bevölkerung zu gewinnen. Anordnungen kirchlicher Natur verstießen gegen die Anschauungen des Volkes und führten zu Konflikten mit den Bischöfen und in der Diözese Chur zu einem völligen Schisma. Den Ausschlag gab die Einführung der Konskription. Denn der Tiroler scheute sich nicht, mit dem Gewehr auf der Schulter das Vaterland zu verteidigen, von militärischem Drill aber wollte er nichts wissen. Als Österreich an Napoleon 1809 den Krieg erklärte, brach auch in Tirol der Aufstand aus. Die im Lande stehenden feindlichen Truppen wurden teils gefangengenommen, teils vertrieben. Zweimal versuchte Napoleon, das Land zu unterwerfen. Beide Male hat der Tiroler Landsturm unter Führung des Helden von Passeier, Andreas Hofer, den Feind am Berg Isel und in den Eisackschluchten oberhalb Franzensfeste besiegt und zum Rückzug aus dem Lande genötigt. Erst als Österreich im Frieden von Schönbrunn Tirol seinem Schicksal überließ, vermochte der Feind in der vierten Berg-Isel-Schlacht den Tiroler Landsturm zum Rückzug zu nötigen und den da und dort neu auflebenden Widerstand zu brechen. Die Tiroler haben nicht nur als Helden gekämpft, sie verstanden es auch, als Helden zu sterben. Durch seinen Tod ist Andreas Hofer, das

Opfer napoleonischer Grausamkeit, der Blutzeuge der Tiroler Treue geworden.

Nach Napoleons Willen wurde das Land zerrissen. Der Süden mit Bozen, aber ohne Meran und Brixen, kam zum napoleonischen Königreich Italien, das Trautal zu den illyrischen Departements Frankreichs, der Rest blieb bei Bayern. So war die römische Einteilung des Landes im großen und ganzen wiederhergestellt, für damals unsinnige Grenzen. Seit Jahrhunderten Zusammengewachsenes wurde auseinandergerissen, uralte Verkehrswege wurden unterbunden. Bozen litt ungeheuer. Seine Stellung als Handelsplatz war dahin, abgesehen von den Bedrückungen durch die Fremdherrschaft.

Noch vor der Schlacht bei Leipzig rückten 1813 die Österreicher durch das Pustertal vor und besetzten bald ganz Südtirol. Im Jahre 1814 überließ Bayern an Österreich den von ihm beherrschten Teil des Landes. Ganz Tirol war somit wieder unter Habsburgs Zepter vereint. Groß war der Jubel der Tiroler. Aber es erfüllten sich nicht alle Hoffnungen. Kaiser Franz I. entschloß sich nicht, die alte Landesverfassung wiederherzustellen, aber er scheute zugleich vor Reformen zurück. Die Tiroler erhielten nur den Schatten einer Verfassung, einen Petitionslandtag. Auch sonst wurden den feudalen Gewalten Zugeständnisse gemacht und z. B. die Patrimonialgerichtsbarkeit gegen den dringenden Rat aller Instanzen, den Einflüsterungen der reaktionären Ultras folgend,

teilweise wiederhergestellt. Die Bedeutung der nationalen Fragen entging der Regierung vollends, obwohl die nationalen Strömungen in Italien schon mächtig angeschwollen waren und Wellen nach Trient hinüberschlugen. So hat die österreichische Verwaltung das Vordringen der italienischen Sprache eher befördert als gehemmt.

Noch dreimal waren die Tiroler im neunzehnten Jahrhundert berufen, die Landesmark zu schützen, 1848, 1859 und 1866. In den beiden ersten Jahren kam es im wesentlichen nur zu Grenzgefechten. Tirol gehörte damals zum Deutschen Bund, und Italiener und Franzosen vermieden es, deutsches Bundesgebiet anzugreifen. Im Jahre 1866 kam es zum Einfall in Judikarien und ins Suganertal. Generalmajor Kuhn hat den Auftrag, Trient um jeden Preis zu verteidigen, glänzend gelöst.

Schon ins nächste Jahr fällt die Eröffnung der Brennerbahn. Sie brachte das deutsche Südtirol dem deutschen Mutterlande näher. Für die Erzeugnisse des Etschlandes, Wein und Obst, ergab sich damit ein neues weites Absatzgebiet. Die Ausfuhr wirkte fördernd auf den Anbau zurück, und Bozen wurde wieder ein bedeutender Handelsplatz für diese Produkte. Zugleich brachte die Bahn Tausende von Fremden ins Land, in die Kurorte des Südens und in die Sommerfrischen. Der Bergsport, bisher nur von wenigen geübt, fand in Deutschland bald allgemeinen Anklang. So ergoß sich ein Goldregen über das Land.

Die Kämpfe von 1866, die Entwicklung des Deutschen Reiches und die Gestaltung der inneren Verhältnisse Österreichs weckten auch im Tiroler mit Macht das deutsche Nationalgefühl. Was Wunder, wenn er in Italien den Erbfeind sah und allen Wünschen seiner welschtirolischen Landsleute um eine politische Sonderstellung des von ihnen bewohnten Landesteiles ablehnend entgegentrat. Denn er sah in diesen Versuchen, die Landeseinheit zu brechen, nur irredentistische Bestrebungen und in dem unglücklichen Gedanken der Regierung, die italienische juristische Fakultät just in Innsbruck zu errichten, eine Gefahr für den deutschen Charakter Deutschtirols. Da von italienischer Seite auch nichts unterlassen wurde, was die Gefühle der Deutschtiroler verletzen konnte, so herrschte in dem schönen Berglande Tirol schon Jahre vor dem Weltkriege eine schwüle Kampfesstimmung.

Der Weltkrieg endlich hat den Tirolern Gelegenheit gegeben, unerhörte Opfer an Gut und Blut dem Vaterlande zu weihen. Es ist nicht ihre Schuld, wenn der Ausgang nicht der erwünschte war und der Feind es nunmehr in seiner Hand hat, das Land zu zerreißen.

Möge bei der Ordnung der Grenzen in Tirol die Tatsache nicht vergessen werden, daß Tirol, soweit es deutsch ist, nördlich und südlich vom Brenner seit mehr als tausend Jahren von demselben deutschen Volksstamme bewohnt wird, dem sich auch die Ladiner jederzeit willig

angeschlossen haben. Denn auch die Ladiner sind und wollen keine Italiener sein. Die Gaue, in die im frühen Mittelalter das heutige Tirol zerfiel, hat eine ruhmreiche vielhundertjährige Geschichte zusammengeschmiedet. Tirol ist ein eigenes geschichtliches Wesen geworden. Die Gewalt kann es zertrümmern, aber der Feind müßte all den 250 000 Deutschen und Ladinern Südtirols das Herz aus dem Leibe reißen, wollte er den tirolischen Nationalgedanken südlich des Brenners ersticken.

Die Besiedelung des Landes

Von

Universitätsprofessor Dr. Hermann Wopfner

Die ersten Völker, die wir mit einiger Sicherheit auf dem Boden des heutigen Tirol nachweisen können, sind die Illyrier, Etrusker und Kelten. Etrusker und Kelten siedelten im Süden des Landes vorzüglich in dem heute von Italienern bewohnten Landesteil. Im mittleren und nördlichen Tirol hatten sich, vielleicht schon seit dem siebenten vorchristlichen Jahrhundert, die Illyrier niedergelassen. Diese waren vom Südosten her in die Ostalpenländer eingedrungen; ihr Hauptverbreitungsgebiet waren in historischer Zeit das heutige Albanien und Dalmatien und die ostwärts angrenzenden Gebiete. Die heutigen

Albanesen sind stammverwandt mit den alten Illyrern, das Albanesische ist eine Tochtersprache des Illyrischen.

Die Römer benannten die Völkerschaften, welche Tirol und die angrenzenden Gebiete der Schweiz bewohnten, mit einem Sammelnamen als Räter, womit sie nicht so sehr die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Volke als vielmehr die Bewohner eines bestimmten Gebietes bezeichnen wollten. Nach der Unterwerfung ganz Tirols unter die Römerherrschaft (seit 15 v. Chr.) breiteten sich römische Kultur und lateinische Sprache auch hier aus, an eine Romanisierung im völkischen Sinn, etwa durch eine namhafte Einwanderung italischer Volksteile, ist nicht zu denken.

Nach dem Untergang des Römerreiches und der Begründung der Ostgotenherrschaft über Italien erstreckte sich letztere vorübergehend auch über Tirol. Ob sich einzelne Reste des Ostgotenvolkes in Tirol erhalten haben, läßt sich weder beweisen noch mit Sicherheit ablehnen. Die hochgewachsenen Bewohner des Sarntals und Passeiers mit ihren scharf ausgeprägten Zügen und einer gewissen Vornehmheit ihres Wesens, mit mancher Besonderheit in Brauch und Sitte weisen bei unzweifelhaft deutschem Charakter doch eine Eigenart auf, die vielleicht auf die Niederlassung eines vom bayrischen Stamm verschiedenen deutschen Volksteiles gedeutet werden könnte.

Von Norden her drang um die Mitte des sechsten Jahrhunderts der deutsche Stamm der Bayern in Tirol vor,

bereits um 590 erscheint die Gegend von Bozen in ihrem Besitz. Zeugen der ältesten Niederlassung der Bayern sind unter anderem die uralten deutschen Ortsnamen, die auf „ing" endigen und in ihrer Entstehung bis ins sechste Jahrhundert zurückreichen; sie erscheinen ebenso im Inntal (Hötting, Inzing, Hatting, Polling, Flaurling, Leiblfing, Mieming, Haiming) als südlich vom Brenner im Pustertal (um Bruneck: Issing, Reiperting) und im Etschtal (bei Meran: Hafling, Marling). Bei ihrer Ausbreitung in Tirol trafen die Bayern die Nachkommen jener oben genannten illyrischen Urbevölkerung, die in den geschichtlichen Quellen des sechsten bis neunten Jahrhunderts als Breonen bezeichnet werden. Neben und unter dieser altansässigen Bevölkerung ließen sich die Bayern nieder.

Als die Bayern von Tirol Besitz ergriffen, war das Land nur dünn bevölkert. Mächtige Urwälder deckten die Hänge der Berge bis hinauf in jene Höhen, wo der Waldwuchs nicht mehr gedeihen kann. Die breiten Sohlen der Haupttäler waren versumpft, von toten Flußarmen durchzogen, zum Teil mit grobem, unfruchtbarem Geröll überschüttet, zum Teil als Auen mit Erlenwald bedeckt. Sie boten das Bild, welches noch heute in jenen Teilen der Talsohle zu sehen ist, in welchen keine Regulierung den Überschwemmungen der Alpenflüsse wehrt und die Gewässer an ein bestimmtes Bett fesselt. Die älteste Siedelung suchte die Geländeteile auf, welche vor Hochwasser geschützt und

keine oder doch nur eine geringe Böschung aufwiesen. Diese Eigenschaften besitzen die sanft geneigten Schuttkegel, welche die Bäche der Nebentäler auf den breiten Sohlen der Haupttäler aufgeschüttet haben; noch günstiger erwiesen sich die schönen breiten Hochflächen, welche als sogenannte Mittelgebirge die Haupttäler häufig nur auf einer Seite, zuweilen auch auf beiden Seiten, begleiten. Die waldbedeckten steilen Berghänge der Haupttäler blieben zunächst frei von Siedelungen; noch viel schlechter stand es mit der Besiedelung der Nebentäler; die grünen Matten und Weiden oberhalb der Waldgrenze freilich sind schon frühzeitig, wenn auch nur für einen Teil des Jahres, für die Sommerzeit, im Zusammenhang mit der uralten Almwirtschaft besiedelt worden.

Die Bayern waren, wie uns alte Schriftsteller zu erzählen wissen, ein kinderreiches Volk, das rasch anwuchs. So kam es, daß das vorhandene Kulturland bald nicht mehr ausreichte, der vermehrten Volksmenge den Unterhalt zu bieten. Jetzt galt es in harter Arbeit Wildland zu kultivieren, Wälder zu roden, Sümpfe zu entwässern. Die planmäßige Leitung dieses großen Werkes übernahmen vorzüglich die großen geistlichen Grundbesitzer, deren es in Bayern seit seiner Christianisierung (im siebenten und achten Jahrhundert) nicht wenige gab. Eine große Zahl der älteren bayrischen Klöster und Hochstifte hatte auch im Norden und Süden Tirols reichen Grundbesitz und nahm im Zusammenhang damit am Ausbau und der inneren

Kolonisation des Landes hervorragenden Anteil. Die bayrischen Hochstifte Augsburg, Freising und Regensburg hatten ausgedehnte Besitzungen im Inntal, Eisacktal, Pustertal, in der Gegend von Bozen und Meran und im Vintschgau; achtzehn bayerische Klöster waren im Norden und Süden Tirols begütert. Die Schenkungen, auf welchen sich dieser kirchliche Grundbesitz aufbaut, bezogen sich zum Teil auf Ländereien, die erst gerodet werden mußten, um nutzbar zu werden. Nicht selten wurden die Klöster selbst in einer Gegend angelegt, die noch nicht urbar gemacht war. Die Klöster Innichen im Pustertal und Neustift bei Brixen, heute von einem wohlbebauten, gut besiedelten Gelände umgeben, wurden nach der Angabe ihrer Gründungsurkunden in einer unbesiedelten, menschenleeren Gegend angelegt.

Da der ausgedehnte Besitz an Ödland durch die Arbeitskräfte der geistlichen Grundherren allein nicht gerodet werden konnte, wurden bäuerliche Siedler geworben. Diese erhielten Land zur Rodung zugewiesen; als Lohn ihrer Arbeit wurde ihnen das gerodete Gut zu Erbpacht gegen Entrichtung eines mäßigen Zinses verliehen. Je schwieriger die Rodungsarbeit war, desto günstigere Bedingungen mußten den Bauern gewährt werden. Der Lohn der Arbeit war ein Besitz, der dem Bauern einen zwar bescheidenen, aber doch ausreichenden Lebensunterhalt sicherte und die Freiheit seiner Person nicht unter das Joch der Hörigkeit beugte. Dem Beispiel der geistlichen

Grundherren folgten auch die weltlichen, indem auch sie ihren Besitz an Rottland durch Verleihung desselben an bäuerliche Erbpächter nutzbar machten.

In Tirol südlich wie nördlich vom Brenner wurde namentlich in der Zeit vom elften bis vierzehnten Jahrhundert durch deutsche Bauern emsig gerodet. Damals widerhallten die stillen Täler von Antholz und Villgratten (Nebentäler des Pustertales) von den Axtschlägen der Rodenden; der Brand des auf den Waldschlägen ausgebreiteten Astholzes erfüllte die Täler Taufers (Pustertal) und Lüsen (bei Brixen) mit blauem Dunst. Noch im vierzehnten Jahrhundert war das Kloster Neustift (bei Brixen) mit der Anlage von Neubrüchen im Eisacktal und seinen Nebentälern beschäftigt. In der Zeit vom elften bis vierzehnten Jahrhundert wurden durch deutsche Bauern ausgedehnte Landflächen im Etschtal südlich von Bozen urbar gemacht und Weingärten angelegt. Von größeren deutschen Siedelungen entstanden damals Tramin als deutsches Weindorf und Neumarkt als deutscher Markt. Ostwärts vom Etschtal ward durch deutsche Arbeit das ganze Bergland bis zum Alpenrand, bis zu den Sieben und Dreizehn Gemeinden urbar gemacht. Der Bischof von Trient selbst berief deutsche Unternehmer, die er mit der Anwerbung deutscher Bauern für die Rodearbeit betraute. Im Jahre 1216 leitete er auf diese Weise die Rodung einer waldigen Berglandschaft in der Gegend von Vielgereuth (Folgaria) in die Wege. Der mit zwei Unternehmern abgeschlossene Vertrag

sieht die Anlage von zwanzig Höfen vor. Das gerodete Land soll den rodenden Bauern zu Erbpacht verliehen werden, während sonst im Gebiet des heutigen Welschtirol das Kolonat, ein dem Pächter nachteiliges Zeitpachtverhältnis, die herrschende bäuerliche Besitzform darstellt.

Auch in der Neuzeit ist die Rodungstätigkeit nicht zum Stillstand gekommen, wenn auch das Hauptwerk im Mittelalter vollendet wurde. Noch im achtzehnten Jahrhundert, zu Zeiten der Kaiserin Maria Theresia, wird das Kulturland namhaft vermehrt, indem große Teile der Auen in den Talsohlen der Haupttäler urbar gemacht wurden. Im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert wurde unter anderem durch Entwässerung der versumpften Talsohle und durch die Regulierung der Etsch südlich von Bozen viel Land ertragfähig gemacht.

Die Rodung im späteren Mittelalter führte zumeist zur Anlage von Einzelhöfen, wie sie in großer Zahl über die Berghänge und Hochflächen hingestreut erscheinen. Lage und Beschaffenheit des Geländes ist nicht selten von der Art, daß wir uns heute wundern, daß sich je Menschen entschlossen haben, hier ein dauerndes Heim zu begründen. Nur ein starker Landhunger als Folge einer relativen Übervölkerung vermag die Wahl solcher Siedelungsplätze zu erklären. Die Baulichkeiten kleben an steilem, von Felsen durchsetztem Hang; um das Haus ist nicht so viel ebenen Bodens, um ein Gärtchen anlegen zu können. Im Winter und Frühjahr fegen die Lawinen zur Linken und Rechten

ins Tal hinab, jeden Zugang zum Hof gefährdend. Nicht selten sucht sich der Schneesturz eine neue Bahn, durchbricht die Schutzwehr des Waldes und reißt Haus und Hof samt den Insassen in die Tiefe. Mit unsäglichen Beschwerden ist auf diesen Steilhängen, auf denen, wie der tirolische Volkswitz sagt, selbst die Hennen Steigeisen tragen müssen, die landwirtschaftliche Arbeit verbunden. Alljährlich muß die Ackererde, die vom Regen und von der Schneeschmelze über die steilen Hänge hinabgespült wird, mühsam wieder emporgetragen werden. Heu und Korn muß von Männern und Weibern, welche die Last auf dem Rücken fast zu Boden drückt, in die Scheuer getragen werden, oder es wird das Heu zur Winterzeit auf gefährlichem, vereistem Weg in sausender Fahrt von den hochgelegenen Mähdern herabgeschafft. Nicht wenige Menschen gehen hierbei alljährlich durch Lawinen oder durch Unfälle bei der Fahrt zugrunde.

Harte Arbeit hatte es gekostet, die Wildnis urbar zu machen, und auch nach der Urbarmachung bedeuteten Leben und Wirtschaften auf jenen Höhen einen ständigen Kampf gegen die mächtigen Naturgewalten der Gebirgswelt. Das Maß von Arbeit, das in den fruchtbaren Landschaften der Ebene dem Bauern ein behagliches Auskommen sichert, reicht nicht hin, um dem Bergbauern auch nur den nötigsten Unterhalt zu sichern. Aber eines hatte der Bergbauer wenigstens in der Vergangenheit voraus. Als Lohn der schweren Rodungsarbeit war ihm die Freiheit

zugesichert worden; diese vermochte er sich sowohl in persönlicher als wirtschaftlicher Hinsicht auf seinen einsamen Höhen auch in der Folgezeit zu wahren, während viele seiner Berufsgenossen in den Ländern der Ebene hörig wurden oder doch in wirtschaftliche Abhängigkeit gerieten. Der Bergbauer gebietet als ein kleiner Herrscher über sein Hofland, das durch den Zaun, oft auch durch natürliche Grenzen, abgeschlossen ist. Gefahr und harte Arbeit erzogen hier auf den Höhen ein tapferes, wackeres Geschlecht starken Körpers und kräftigen Geistes, voll Liebe zur Heimat und zum heimatlichen Boden, den seine Vorfahren nicht mit dem Schwert, sondern durch ihre Arbeit erobert haben und die schwere Arbeit jedes Jahres neu erobern muß.

Und dieses Volk soll der nackten Willkür und Herrschsucht des italienischen Imperialismus geopfert werden! Dieser will die Heimat des Tirolers, will Tirol zerreißen, ohne auch nur einen Rechtstitel anführen zu können. Die welsche Fremdherrschaft ist für den Tiroler unerträglich, sie ist es, weil der Italiener seinem innersten Wesen nach dem tirolischen Volkstum ohne jedes Verständnis gegenübersteht, sie ist es, weil sie sich nicht auf Recht, sondern nur auf Gewalt aufbaut, das deutsche Recht auf Südtirol aber ruht auf fester, unanfechtbarer Grundlage; zu seinen vornehmsten Titeln gehört die deutsche Arbeit, die hier in friedlicher Weise dem Deutschen seine Heimat geschaffen hat.

Tirols Aufgaben

Von

Regierungsrat Dr. Karl Domanig († Dezember 1913)

Direktor am Kunsthistorischen Hofmuseum in Wien

Wenn man Tirol vom Nordwesten betritt, scheint das Land gegenüber dem glücklichen Vorarlberg unwirtlich, rauh. Diese Gegend um St. Anton gehört ja zu den von Natur aus allerärmsten. Auch wer vom Nordosten, von Kufstein oder Wörgl nach Tirol kommt, empfängt nicht sofort den vollen Eindruck der Eigentümlichkeit des Landes; das Unterinntal in seiner anmutvollen Schönheit, bei dem behäbigen Wohlstande, der weicheren Gemüts- und Mundart seiner Bewohner zeigt, abgesehen vom Hochgebirge, eher den allgemeinen süddeutschen Charakter.

Erst um Innsbruck tritt die Eigenart des Landes Tirol und seiner Bewohner völlig zutage, wo die klare Sill aus dem Wipptale rauscht und die Martinswand das obere von dem unteren Inntale scheidet.

Und schon von hier aus, vom Berg Isel oder Schloß Ambras, kann man die Verschiedenheit des oberen und unteren Flußgebietes wahrnehmen. So schlicht und groß, so trotzig selbstbewußt wie diese sagenberühmte Martinswand wird mehr und mehr, je weiter man dem Lauf des Flusses aufwärts folgt, das ganze Tal. Und die Natur, die hier nur an wenigen Stellen, wie etwa am Eingang ins Ötztal oder bei Imst, freundlicher und ergiebig, nötigt den Oberinntaler zur Ausdauer, Entschlossenheit und Findigkeit. Ihm vor allen wird Verläßlichkeit des Charakters und Unbestechlichkeit des Urteils nachgerühmt. Die hier mehr als anderswo eingerissene Güterzerstückelung hat Verarmung und wachsende Übervölkerung im Gefolge, weshalb der Oberinntaler während des Sommers häufig auswärts ging, als Maurer, Stukkateur und Händler, Kinder als Hirten. Dennoch aber findet man, abgesehen von den immer seltener werdenden „Dörchern", die in der besseren Jahreszeit ein zigeunerartiges Wanderleben führen, kein Proletariat. Die Seßhaften leben sparsam, weniges genügt ihnen; wohnlich sind die Häuser, sauber die Kleidung und der Sinn der Ärmsten ungebeugt. Ja, so selbstbewußt, mitunter sogar schroff tritt der Bauer nirgend anderswo dem „Herrn" gegenüber als eben hier. Der Oberinntaler

dürfte meines Erachtens als das Prototyp des Tiroler Volkes anzusprechen sein.

Die Erklärung dafür liegt nahe: von Landeck, dem Mittelpunkte des Tales, ist, bildlich gesprochen, der Freibrief des Tiroler Bauern datiert. Man kennt die Sage von dem fürstlichen Minnesänger, die, wie der Edelstein das Licht, historische Wirklichkeit zurückstrahlt: Der edle Herzog Friedrich, um seines Wortes willen, das er einem Papste verpfändet, in Bann und Acht getan, hält sich auf dem Rosener Gehöfte versteckt. Sein eigener Bruder, Herzog Ernst, dem sich der unzufriedene Adel anschloß, nimmt Besitz von seinem Besitze; nur die Liebe des Landvolks bleibt ihm noch. Und auf diese baut der Geächtete. Zu Landeck, gelegentlich eines Jahrmarktes, tritt er als „Fahrender" verkleidet auf, schildert die Not eines guten Fürsten, seine eigene Not, rührt und entflammt das Volk und gibt sich ihm zu erkennen. Und im Triumphe führt ihn die Schar der Oberländer Bauern in die Landeshauptstadt zurück (1416).

Das Privilegium der Steuerfreiheit, welches Friedrich, zubenannt „mit der leeren Tasche", dem Rosener Hofe auf ewige Zeiten verlieh, ist freilich erloschen; das Geschenk aber, womit der Landesfürst dem ganzen Bauernstande lohnte, indem er ihm, wohl zuerst in Europa, förmliche Landstandschaft verlieh und so zur Wiedergewinnung seiner altgermanischen Freiheit verhalf, dieses Geschenk hat bis zum heutigen Tage nichts eingebüßt an seinem Werte.

Denn wenn der Grieche sagt:

„Zeus' allwaltender Rat nimmt schon die Hälfte der Tugend Einem Mann, sobald er die heilige Freiheit verlieret",

so hat die Freiheit des Tiroler Bauernstandes seine Tüchtigkeit vollendet; sie ist die Bedingung seiner Wehr- und Waffenfähigkeit, sie die Grundlage seiner vornehmen Denkart, seiner männlich entschiedenen Haltung, seiner herzlichen Anhänglichkeit an das Vaterland. Zweimal, in den Jahren 1703 und 1809, war dieselbe Gegend, bei Landeck (Pontlatz), der Schauplatz blutiger Kämpfe und Siege, und hier eben war es, wo dem französischen Oberst auf seine Frage nach dem Anführer der kriegführenden Bauern dieselbe Antwort erteilt wurde, die einst Hastings von den Normännern Rolfs erhielt: „Anführer? Wir haben keinen!" Nicht das Drängen der Menge, sondern die Gesinnung aller, das freie, bestimmte Wollen jedes einzelnen hat den Tirolern hier wie andernorts ihre Siege verschafft. Ist nicht Speckbacher sogar, der bei weitem eigenartigste und doch wieder volkstümlichste der tirolischen Helden, wie ein anderer Odysseus die Verkörperung nationaler Lieblingsgedanken? Und vollends, was Andreas Hofer getan, das hat in ihm das Volk von Tirol getan — getan, geopfert und gelitten.

Unverkennbar groß ist die Einwirkung der Heimat auf den Menschen. Ich kann mir die Gestalt des Mannes von Rinn auf keinem anderen, sicherlich keinem passenderen Hintergrunde denken als demjenigen der schroffen, bis zum

Übermaße kühnen Kalkfelsen am Gnadenwalde; jene des Sandwirts nicht ohne das kräftige, anspruchslose Passeiertal, das, jedes besonderen Zuges entbehrend, doch alle Merkmale der deutschen Landesgegenden in sich vereinigt. Und so wie der einzelne ein Kind seiner Heimat, so ist das Volk die Seele seines Landes. Von der Beschaffenheit dieser hochragenden Gebirgswelt hat die Seele des Tiroler Volkes ihre Richtung empfangen: jenen gottzugewandten Sinn, jenes Heimweh nach oben und daneben die trotzige Ausdauer in der Arbeit und im Kampf mit den widerstrebenden Naturgewalten. Vergleiche man Tirol mit seinem westlichen Nachbarlande. Unstreitig verdient die Schweiz hinsichtlich der größeren Mannigfaltigkeit und Pracht der Naturschönheiten den Vorzug vor Tirol; was ihr aber vielfach mangelt, ist die Vermittlung der Gegensätze, die Einheitlichkeit, Geschlossenheit des Charakters, die uns in Tirol überall so wohltuend entgegentritt. Gleichermaßen hat sich das Schicksal der Republik bei weitem mannigfaltiger gestaltet als die in seltener Stetigkeit erwachsene Geschichte Tirols. Die ursprünglich so verschiedenen Bewohner dieses Landes haben sich in ihr Territorium einleben und, vor längeren störenden Eindrücken bewahrt, in demselben zur festgeschlossenen Nationalität ausleben können ... Aber auch in anderer Hinsicht hat Tirol seine Aufgabe erfaßt und treu verwirklicht. Ein Blick läßt uns die Bedeutung des Alpenlandes erkennen und seine weltgeschichtliche Mission: Tirol ist das

gewaltige Bollwerk im Westen, gleichsam die Faust, ausgestreckt schirmend und wehrend gegen drei entfremdete Nationen. Von allen Seiten verschlossen, öffnet sich das Land nur im Nordosten, wo der schiffbare Inn durch das breite, strategisch unhaltbare Tal wie eine Vene zum Herzen läuft und Volk und Gegend die meiste Verwandtschaft mit den östlichen Nachbarländern verrät.

Doch nicht zu wehren allein, auch zu vermitteln war und ist die Aufgabe des Landes. Man darf der Arlbergbahn, welche den fernen Osten mit dem westlichen Europa verbindet, eine kaum geringere Bedeutung beimessen als der ältesten Straße nach Italien, die über den Brenner führt; durch sie beide ist Innsbruck einer der wichtigsten Verkehrspunkte des Kontinents geworden. Schon der Ruhm der alten Handelsstadt Bozen spricht dafür, daß hier der natürliche deutsche Platz für den Austausch südlicher und nördlicher Produkte, deutscher und welscher Erzeugnisse war. Nicht minder trafen und vereinigten sich etwas südlicher in dieser Gegend die geistigen Errungenschaften beider Nationen: schwer dürfte die Frage zu entscheiden sein, ob deutsche oder welsche Kunst auf die Entwicklung der einst so blühenden südtirolischen (bei Einrechnung des nunmehr abgetrennten „Trentino". D. H.) den größeren Einfluß genommen habe. — Auf eine andere Aufgabe vermittelnder Art, eine religiöse Mission, die dem Tiroler Volke heute zugefallen ist, habe ich in meinem Roman „Die Fremden" erklärend hingewiesen. — Vor

allem aber beachte man die ethnographische Stellung Tirols. Einige Stunden unterhalb Bozen hört man mehr und mehr das „schöne Si" erklingen; und doch sind diese Stockwelschen im Grunde germanischen, genauer: langobardischen Ursprungs — ein welsches Reis auf deutschen Stamm gepfropft. Hinwieder zeigen in deutschen Gegenden, wie namentlich im oberen Vintschgau, Namen und Anlage der Ortschaften, ja auch Züge des Volkscharakters die Nachwirkung der römischen Besiedelung. Reste der damaligen Bevölkerung haben sich in Ladinien erhalten, wogegen slawische Elemente im Pustertale aufgesogen und mit deutschem Wesen so durchsättigt wurden, wie dies im nahen Kärnten bei weitem nicht so der Fall ist. Im Pustertal, wie schon fast im ganzen Deutschtirol, namentlich im Stubai, im Wipp- und Eisacktale, haben die eingewanderten Germanen, zumeist Bayovaren, ihre volle Selbständigkeit behauptet, ja, sie gestatten sogar in ihrem heutigen Wesen noch zahlreiche Rückblicke auf den Zustand des Urgermanentums.

Die Natur des Landes ist auch in dieser Hinsicht gleichsam das Vorbild seiner Geschichte. Boden und Klima sind ja zumeist ausgesprochen nördlichen oder südlichen Charakters, viele Täler aber zeigen diesen mit jenem vermischt, so das ganze untere Vintschgau und die Gegenden um Bozen und Meran. Man blicke nur vom Schloß Tirol auf das breite, herrliche Etschtal! Nicht belanglos ist es, daß das Land gerade von diesem Schlosse seinen

Namen erhielt und an seinen Besitz die Herrschaft im Lande geknüpft blieb ... Wie selbstverständlich erscheint nun die zahllose Menge von Schlössern und Edelsitzen, die namentlich auf dem Eppanermittelgebirge ausgestreut liegen. Bei ihrem Anblicke denken wir zurück an jene fernen Zeiten, wo sie von Sang und Jubel widerhallten und die deutsche Sage hier ihre Lieblinge hausen ließ, König Laurin, den Riesen Ecke und Dietrich von Bern; wo deutscher Heldensang hier so gemein war, daß noch Kaiser Max einen Schreiber in Bozen mit der Aufzeichnung dieser Lieder betrauen konnte und der kunstsinnige Ritter Vintler seine Burg Runkelstein mit den Fresken zum Tristan des Eilhard von Oberge schmückte.

Jetzt ist der Sang verklungen. Das bröckelnde Gemäuer hat noch kaiserliche Munifizenz vor gänzlichem Verfall gerettet; die meisten anderen Burgen sind, wenn nicht etwa neuestens in die Hand von Fremden, längst auf Bauernfamilien übergegangen. Anders ist die Zeit, andere sind die Träger der Mission. Ohne Gerechtigkeit gegen die übrigen Stände und gegen den welschen Teil der Bevölkerung muß es gesagt werden, daß jene erste Aufgabe des Landes, von der ich sprach, vornehmlich durch die bäuerliche Bevölkerung Deutschsüdtirols erfüllt wurde: „Der Bauer in Tirol ist das Volk von Tirol." Denn auch die Gesinnung des Landes und die schönsten Tugenden des Volkes haben im deutschtirolischen Bauernstande ihre beste Vertretung gefunden. Man erinnere sich jener

blutigen Kämpfe in den Jahren 1797, 1805, 1809! Damals, als ganz Europa, von dem gleißenden Schimmer der französischen Ideen berückt, „hierhin schwankte und dorthin", als man die „munteren Bäume der Freiheit pflanzte", um bald sich knechtisch zu beugen unter ein eisernes Joch: damals war der zielbewußte Konservatismus des deutschen Tiroler Bauern an seinem richtigsten Platze: ihn beseelte der Gedanke, fester als je sich anzuschließen an den alten Gott und die selbstgewollte Herrschaft und Gut und Leben zu opfern nicht bloß zur Selbsterhaltung, nein, zur Erhaltung der rechtlichen Ordnung. Und damals eben ist das kleine Tirol seiner Aufgabe gerecht geworden in einer für die Geschicke unseres Weltteils ausschlaggebenden Weise, sowohl durch die ungeahnten Erfolge seiner Waffen als insbesondere durch das zündende Beispiel seiner hohen Gesinnung und unverbrüchlichen Treue.

Aus dem Tiroler Volksleben

Von

Regierungsrat Dr. Ludwig von Hörmann

Direktor a. D. der Universitätsbibliothek

Gamsbart und Trutzfeder

Am Sonntag setz i mei grüns Hüterl auf
Hullaidiä, Hullaidio!
An Gamsbart und drei krumpe Federn drauf,
Hullaidiä, Hullaidio!

So lautet eine Strophe des bekannten Volksliedes vom „Gemsenjäger in Tirol", und mancher, der dieses Liedchen singt oder singen hört, denkt dabei mit Stolz an seinen natürlich echten „Gamsbart", der neben Adlerflaum und Spielhahnfeder auf seinem Hute prangt und den er um schweres Geld in der Stadt erstanden hat. Ja, wenn nur

Das tirolische Volksleben ist so reich und verzweigt, daß es unmöglich in der Kürze eines Aufsatzes charakterisiert werden konnte. Um trotzdem Einblick in den Alltag des Tiroler Landvolkes zu gewähren, sei ein neues Stück aus der Feder des Altmeisters tirolischer Lebensschilderung wiedergegeben.

die Gemsen einen „Bart" besitzen würden! Das Bauernvolk sagt auch selten Gamsbart, sondern ganz richtig Gamsbarscht (Unterinntal), Gamsborst (Mittelkärnten und Pustertal), mitunter auch Gamsbürst und Gamsbürstling.

Diese Namensformen geben uns die Aufklärung über die Herkunft der sogenannten Gamsbärte, die einen Hauptschmuck von Jäger-, Schützen- und Touristenhüten bilden. Sie haben mit einem Barte nichts zu schaffen, sondern werden aus den langen, am Rückgrat der Gemsen aufstehenden Haaren (Borsten) gewonnen, und zwar aus denen des Gemsbockes. Die weiblichen Grattiere tragen wohl auch auf dem Rücken eine solche Haarborte, doch sind die Haare zu kurz, um dazu verwendet werden zu können. Oben haben sie einen sogenannten Pfreim oder Reif, d. h. einen schmalen, engen Randbesatz, Verbrämung. Man sollte also richtig nicht Gamsbart, sondern Gamsborst sagen. Der Umstand, daß der Städter die Gemsen ähnlich den Ziegen und Böcken mit einem Bart versehen glaubt, verbunden mit der sprachlichen Eigentümlichkeit, wonach man in den Alpengebieten bayrischer Mundart „rt" wie „rscht" ausspricht, begünstigte Verwechslung von Gamsbarscht und Gamsborst.

Die schönsten Bärte liefern die alten Gemsböcke, deren lange Haare sich oft wie eine Mähne zu beiden Seiten des Rückgrates nach hinten hinlegen. Zur Brunftzeit richten sich diese Borsten senkrecht auf, so daß sie einen hohen Kamm über den ganzen Rücken bilden und im Winde hin

und her wehen. Sie werden so zu einem guten Erkennungszeichen für den heranschleichenden Jäger, da der weiße Pfreim oder Reif des Borstensaumes wie ein helles Band leuchtet. Die Brunftzeit, die meist Ende Dezember fällt, ist auch die Zeit, in der der Bock den schönsten „Bart" trägt. Denn erst um diese Zeit, also in der zweiten Hälfte Dezember, erhält er sein volles Winterkleid und sind die Rückenhaare ganz ausgewachsen. In diesem Stadium heißt er dann „Bartbock". Die Haare erreichen oft eine Länge von achtzehn bis zwanzig Zentimetern, ja bis zu zweiundzwanzig Zentimetern, sind glänzendschwarz mit weißem „Pfreim". Will also einer einen solchen „Bartbock" schießen, so muß es Ende Dezember geschehen. Die Haare von den im Januar oder Februar geschossenen sind spröde und leicht zerbrechlich. In strengen Wintern ist eine solche Jagd des tiefen Schnees wegen sehr schwierig und gefährlich. Trotzdem treibt Passion und besonders Gewinnsucht manch waghalsigen Burschen nach solcher Beute.

Ihr Wert liegt fast nur im Barthaar. Denn da das Fleisch solcher Tiere um diese Zeit nicht schmackhaft ist, erhielt der glückliche Schütze kaum zwanzig Kronen dafür während ihm der Bart das Doppelte und Dreifache eintrug. Bemerken will ich noch, daß nach Ansicht mancher Gemsenjäger das Auswachsen des Gemsbartes von der Kälte unabhängig und nur der Brunftzeit zuzuschreiben ist. Oft wird es oben früher warm, und dann tritt die Brunftzeit früher, oft schon im November, ein, und der

Gemsbart entwickelt sich demgemäß auch früher. Auch glauben manche, daß Bärte, die man den Gemsböcken in leichten Wintern abnimmt, nicht schwarz, sondern mehr rötlich (fuchsfet) seien und keinen weißen, sondern einen gelblichen „Pfreim" besäßen. Mit ersterem würde es stimmen, daß auch das übrige Haar des Gemsbockes im Sommer mehr rötlichbraun ist und erst in der kälteren Jahreszeit braungrau und endgültig bläulichschwarz wird.

Was nun die Herstellung, das „Fassen" der Gemsbärte betrifft, wobei ich die volkstümliche Handarbeit im Auge habe, so ist diese sehr einfach. Das Material, die „Borsten", kommt den „Fassern", wie gesagt, von Gemsjägern und Wilderern zu. Die Haare werden meist, gleich nachdem das Tier geschossen ist, aus dem „Flaum", der etwa drei Millimeter hohen weißen und klebrigen Haarwurzel, in der sie stecken, mit der Hand ausgerissen und in Papier oder einem eigenen Behältnis aufbewahrt, da sie beim Heimtransport der Gemse leicht leiden könnten. Geschieht die Abnahme der Haare aber erst zu Hause und mit der Schere, so werden sie ganz knapp am Fell abgeschnitten. Dann folgt gleich als erste Arbeit das „Sortieren", Auslesen der Haare nach der Länge. Es geschieht teils in der hohlen Hand, teils im offenen Glase. Man macht gewöhnlich zwei Sorten, eine aus längeren, die andere aus kürzeren Haaren. Dieses Auslesen ist die schwierigste Arbeit, da es sehr ermüdet. Die gleichlangen Haare werden dann, nachdem man den „Flaum" weggeschnitten hat,

entweder zuerst „gepecht", d. h. mit Pech unten zusammengeklebt, was übrigens selten geschieht, oder in den meisten Fällen mit dünner Seide umringelt und gebunden. Dann wird ein Stück feines Leder darübergenäht, und der so „gefaßte" Büschel in eine mehr oder weniger feste Hülse von Pappe oder Blech mit angelöteter Sicherheitsnadel gesteckt. Wenn man längere Gemsbärte faßt, so werden diese häufig „eingekielt", d. h. es wird in den Büschel der langen Haare ein in eine Kielfeder gefaßter Büschel kürzerer Haare als Füllung gegeben.

Die so geschilderte Verfertigung von Gemsbärten ist in den Alpen nicht sehr verbreitet. Ein Hauptbezugsort war das Montafon, wo sich unweit Schruns, „in der Fratte" Peter Künzle mit dieser Arbeit befaßte und sich eines guten Rufes weit über Land erfreute. Sogar aus dem Zillertal kamen Käufer von Gemsbärten nach dem Montafon, um solche für den Wiederverkauf zu erwerben.

Die Preise richten sich natürlich nach der Ware. Ein echter Bart von sechzehn bis achtzehn Zentimeter Länge kostete in Schruns beim Peter Künzle vor dem Kriege sechzig Kronen, kleinere dreißig bis fünfzig Kronen. Viele von ihnen gehen nach Wien in die Handelshäuser, wo sie natürlich zu bedeutend höheren Preisen verkauft wurden. Der Wert des Gemsbartes bemißt sich teils nach seiner Größe, teils nach seiner Farbe. Bei „Bartböcken" (Brunftböcken) hat er durchschnittlich eine Länge von fünfzehn bis achtzehn Zentimeter, kann aber auch eine solche von

einundzwanzig bis zweiundzwanzigundeinhalb Zentimeter erreichen. Der Jäger Engel, Förster in Hall in Tirol, besaß einen Gemsbart von dreiundzwanzig Zentimeter Länge, so daß dieser dem verwitterten Kumpan vorn über das Gesicht „wachtelte". Er verkaufte ihn in einer schwachen Stunde um sechsundneunzig Kronen an den Samenhändler Heinz Jenewein in Innsbruck, dem er leider durch „Vertauschen der Hüte" abhanden kam. Fast mehr noch als auf die Länge wird auf die Gleichförmigkeit und auf Schönheit der Farbe gesehen. Ein schöner Gemsbart muß dunkle, glänzende Haare und einen reinweißen, möglichst hohen Pfreim besitzen. Letzterer kann oft drei Millimeter hoch werden. Die Bärte mit gelblichem Pfreim werden nicht hoch geschätzt, so wie andererseits die samtschwarzen Gemsbärte den Vorzug vor den mehr rötlichbraunen haben, welche Farbe und Mangel an Glanz überdies auch ein Merkmal des Alters sind. Hinsichtlich der dunklen Farbe zeichnen sich besonders die steirischen aus. Auch den braunen Filzhut Kaiser Franz Josephs, der bekanntlich ein ausgezeichneter Schütze war, zierte bei der Jagd ein steirischer Gemsbart mit Spielhahnfeder. Den schönsten, der mir vorgekommen, besitzt der obengenannte Heinz Jenewein in Innsbruck. Er erhielt ihn pfandweise aus Steiermark. Auch der bekannte Schriftsteller Dr. Ludwig Ganghofer soll im Besitze eines überaus schönen und kostbaren Gemsbartes sein.

So ein tadelloser Gemsbart kostet natürlich auch

entsprechend viel. Ist auch nicht zu verwundern, wenn man bedenkt, daß hierzu oft die ausgesuchten Haare von fünf bis sechs Böcken benötigt werden. Sechzig bis achtzig Kronen war früher der gewöhnliche Preis. Dieser ländliche Industriezweig erfuhr eine einschneidende Änderung, seit durch das riesige Aufblühen der Fremdenindustrie und des Sportwesens auch der Gemsbart ein beliebter Mode- und Handelsartikel geworden ist. Die gesteigerte Nachfrage erhöhte bedeutend den Preis. Man zahlte vor 1914 für einen schönen Gemsbart bis zu dreihundert Kronen. Allerdings hatte er dann auch ein verfeinertes Aussehen. An die Stelle der köcherförmigen Hülse aus Pappe oder Blech ist eine feine silberne oder wenigstens versilberte getreten, die Embleme und Reliefs, meist eine Gemse, eingearbeitet zeigt. Auch die Schnur oder der Tombakring, der beiläufig in der Mitte angebracht ist und das „Wachteln" und Auseinanderfallen des Haarbüschels und damit die schädliche Einwirkung des Staubes verhindern soll, ist durch einen verschiebbaren Silberring ersetzt.

Natürlich ist die Hälfte der Fabrikware unecht und die meisten Gemsbärte, die man in allen möglichen Formen, sei es als Büschel, sei es in ganz- oder halbrunder Kokardenform, mit Seide und Silberflittern garniert auf den Hüten der Touristen, Bergkraxler und Sonntagsjäger sieht, haben eine Gemse, geschweige denn einen „Bartbock" nie gesehen, sondern stammen von anderen Felltieren her. Man fabriziert sie aus Rehhaar und besonders

aus den weichen Mähnen ungarischer Pferde. Sie sind gröber anzufühlen, wenn auch die Farbe der des schlechteren echten Gemsbartes ähnelt. Geschätzter sind die aus Dachshaar und die aus dem „Hirschbart", richtiger dem Haar der Wamme des Hirsches gewonnenen. Doch besitzen letztere keinen „Pfreim". Sehr glückliche Nachahmungen werden in neuerer Zeit aus den Fellhaaren des Skunks (Stinktier, Mephitis Chinga) fabriziert, die oft nur ein geübtes Auge oder eine feine Hand von den echten unterscheiden kann. Den echten Gemsbart zeichnet das seidenweiche, etwas gewellte und vor allem zartgegliederte Haar aus.

Nächst dem „Gamsbart" bildet die Hui- oder Trutzfeder einen Hauptschmuck des bäuerlichen Burschenhutes. Es sind dies die glänzendschwarzen, gekrümmten Schweiffedern des edlen Spielhahnes, in anderen Gegenden Schild- oder Birkhahn (Tetrao tetrix) genannt. Sie haben daher auch den Namen Spielhahnfedern, Spielhahnschweif und Spielhahnstoß, obwohl letztere Bezeichnung „Stoß" strenggenommen nur dem blendendweißen, zwischen der Gabelung spitz zulaufenden Wulst der Bürzelfedern zukommt. Der volle Spielhahnschweif entwickelt sich erst im vierten Jahre, wenn die Männchen ausgewachsen sind. Im ersten Lebensjahre haben die Hähne nur je zwei kurze gerade Federn an beiden Seiten des Bürzels (Steißendes). Mit den Jahren erhalten sie dann zehn bis zwölf hintereinandergesteckt, von denen jedoch nur die obersten vier gekrümmt sind, die äußere am wenigsten. In

der Balzzeit trägt sie der Spielhahn zu beiden Seiten des weißschimmernden „Stoßes" fächerförmig ausgebreitet. Für den Hutschmuck werden nur die krummen verwertet, die unteren kleinen meist weggerissen. Man unterscheidet doppelte und einfache Trutzfedern, je nachdem man den ganzen Spielhahnschweif oder nur den halben nimmt. Erstere erstand man vor 1914 um 2,40 bis 3 Kronen, letztere für 1,20 bis 2 Kronen. Der verhältnismäßig geringe Preis erklärt sich aus dem zahlreichen Vorkommen dieser Alpenvögel, deren Vermehrung ziemlich stark ist. Obwohl die Jagd auf sie einen geübten Jäger voraussetzt, werden doch in manchen Tälern, z. B. Montafon, jährlich im Durchschnitt sechzig dieser Tiere geschossen, allerdings nicht bloß wegen der Federn, sondern auch wegen des ungemein zarten und schmackhaften Fleisches. Zudem wurden ungezählte aus Rußland geliefert, doch sind diese etwas kleiner und ihre Federn etwas schmäler.

Die Spielhahnfeder, oder wie sie der Alpler nennt, Trutz- oder Huifeder ist erst in neuerer Zeit allgemein Hutschmuck auch der bürgerlichen Kreise geworden. Nur die österreichischen Feldjäger trugen ihn schon früher auf ihren grünen Mützen. Kriegsberühmt ist der Stoß der „Blumenteufel" (Kaiserschützen) geworden. (Vgl. E. v. Handel-Mazettis „Blumenteufel", M.-Gladbach 1916, Gedichte des Graubündners Maurus Carnot usw.)

Noch in den fünfziger Jahren hatte die Feder nur der Bursche auf dem Hute, der einen friedlichen oder blutigen

Wettkampf nicht scheute, also der Robler und Raufer. Die „drei krummen Federn" vorn auf den Hut gesteckt sind in Gebirgstälern noch die herausfordernde Kokarde (Coq, der Hahn).

„A frischer Bua bin ih,
Han Federn aufg'steckt.
Im Raffen und Schlagen
Hat mih koaner derschreckt "

Das ist für den herausgeforderten Gegner deutlich genug, sonst kommt es noch kräftiger und übermütiger:

„Ist koaner im Land,
Der mih schmeißt, der mih fangt,
Der mih schmeißt, der mih schwingt,
Der mir d' Federn dernimmt."

Im Unterinntal gibt der Robler auch oft noch das „Schneid oder Antenhackl", das ist das krumme Schwanzfederchen des Enterichs, dazu. Nimmt der Herausgeforderte den Kampf an, so ist es recht; wenn nicht, kann ihm der andere ohne Kampf die Trutzfeder herunternehmen und ihn als „Henneler" dem allgemeinen Gespött preisgeben. Der Sieger hat immer das Recht, dem Besiegten das „Federl herabzutun". Dieses „Federnaufstecken" und „Federlnehmen" spielte im Leben der kraftstrotzenden Gebirgssöhne eine große Rolle und findet auch in unzähligen Schnaderhüpfeln und Trutzliedern seinen Ausdruck.

Wer sich über dieses bäuerliche Raufrittertum des Näheren unterrichten will, den erlaube ich mir, auf meine „Tiroler Volkstypen" (Wien, Gerold) und hinsichtlich der dabei gesungenen „Trutzliedchen" auf meine „Schnader-

hüpfeln aus den Alpen" (Innsbruck, Wagner) zu verweisen. Die Sitte des „Federnaufsteckens" muß übrigens in den Alpen weitverbreitet und alt sein, wenigstens finde ich in einem Bericht aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts die Mitteilung, daß die „Räiffer" oder „Räiffinger", wie die Robler im Lande ob der Enns und in Obersteiermark damals genannt wurden, „auf ihren Hüten eine Kranichfeder trugen, alsdann muß er sich auf zween seiner Gegner wagen und ihnen, wie sie es nennen, Bescheid tun". Seit das Robeln und Raufen gleich manchen anderen Äußerungen und Auswüchsen des alpinen Volkslebens ziemlich abgekommen ist, hat auch die Trutzfeder ihre ursprüngliche Bedeutung verloren, und die ungezählten Touristen, auf deren Hüten sie nebst Gemsbart paradiert, brauchen nicht zu fürchten, daß ihnen ein Robler die unbefugt getragene „Schneid" herabnimmt.

Der massenhafte Verbrauch dieses ebenfalls zur Mode gewordenen Hutschmuckes hatte natürlich auch die Herstellung von gefälschten Spielhahnfedern zur Folge. Die echten lassen sich schon durch den schönen, bläulichschwarz „spielenden" Glanz sowie besonders durch das noch anhaftende kleine Balgteil leicht erkennen. Beim echten Spielhahnschweif bleibt nämlich das Stücklein Balg, in dem er steckt, dran. Dieses wird wie beim Gerben mit Alaun oder Pfeffer bestreut und an der Sonne getrocknet. Dann spannt man die Federn zwischen zwei Brettchen, wodurch sich der „Stoß" aufbläht und so einen schönen

Unterbau für die Federn bildet. Diese sorgsame ländliche Bearbeitung liefert viel schönere Exemplare als die durch Fabrik erzielte. Selten und daher sehr geschätzt sind jene Spielhahnschweife, durch deren Stoßfedern sich eine schwarze Querbinde zieht.

Dem Gemsbart und der Trutzfeder gesellt man häufig noch den silberweißen „Adlerflaum" bei, und zwar so, daß er sie unten umkleidet. Doch wird er auch frei auf den Hut gesteckt. Es sind die ungemein zarten Unterschwanzdeckfedern des Steinadlers oder des Lämmergeiers, entsprechen also dem weißen „Stoß" des Spielhahns, nur daß sie sich am Bauche des erstgenannten weiter hinaufziehen. Nach Mitteilung des alten Jäger-Michele besitzt der Adler zwei große Flaumfedern, zwei mittlerer Größe und vier kleine. Hochgeschätzt sind besonders die ersteren, die von den Beinen ausgehen und den äußersten Teil der Unterschwanzdeckfedern bilden. Sie erreichen oft eine Länge von achtzehn bis zwanzig Zentimetern, so daß sie den Hut überragen. Oben läuft der beiderseitige mehr lose, weiche Flaum in eine gedrängtere, lanzettförmige Spitze von lichtbrauner Färbung aus. Solche Federn werden mit zwanzig Kronen und noch mehr bezahlt.

Die Adlerfedern galten schon im Altertum als von edler Art, und Thomas Camtimpratensis, der Schüler des gelehrten Albertus Magnus, schreibt in seinem „Buch der Natur" (etwa 1250), daß nach Plinius Adlerfedern, mit anderer Vögel Federn vermischt, diese unedle Gesellschaft

nicht dulden und sie auffräßen. Auch bei unserem Gebirgsvolke steht der „Adlerflaum" wegen der Kräfte, die ihm zugeschrieben werden, in hohen Ehren. Er verleiht dem Jäger, der ihn auf dem Hute trägt, Herzhaftigkeit und Schärfe des Gesichtes. Auch dient dem Schützen, wenn er das Hochwild anschleicht, dieser ungemein weiche Flaum, um die Windrichtung zu prüfen. Früher trug den „Flaum" des Adlers nur der Schütze, der ihn erlegt hatte, auf dem Hute, oder der Rohler, der sich von ihm Kraft versprach und ihn zugleich als Herausforderungszeichen benutzte. In diesem Falle steckt er den „Adlerflaum" vorn auf den Hut und läßt die Spielhahnfedern rückwärts stehen. Daher das herausfordernde Trutzliedchen:

„Hinten auffi Federn
Und vorn auffi Pflaumen
Und ih ließ' mir die hintern
Nit vorn auffi raumen!"

Das Wirtschaftsleben

Von

Hofrat Universitätsprofessor Dr. Hermann Schullern-Schrattenhofen

Die wirtschaftlichen Verhältnisse eines Gebietes sind in geschichtlicher Entwicklung unter dem tiefgehenden Einflusse der Bevölkerung und ihres Charakters aus bestimmten elementaren Tatsachen herausgewachsen, die aber auch ihrerseits auf das Wesen der Bewohner und damit auch auf ihren wirtschaftlichen Charakter eingewirkt haben. Jene Tatsachen sind geographischer und topographischer Natur und hängen mit den klimatischen und mit den natürlichen Fruchtbarkeitsverhältnissen des Bodens zusammen. Wenn verschiedene Völker ein und dasselbe Land

bewohnen, so kommt die Urveranlagung, wie sie all diesen Völkern eigen ist, mehr oder weniger zur Geltung; wenn mehrere Völker im Besitze des Landes aufeinandergefolgt sind, so wird zwar im allgemeinen das zuletzt aufgetretene Volk seine Eigentümlichkeiten am schärfsten dem gegebenen Zustande aufgeprägt haben, Reste der Eigenschaften der früheren Einwohner werden aber da und dort noch zutage treten als völkische Denkmäler aus vergangenen Jahrhunderten. So zeigt ganz Deutschtirol und ebenso das ladinische Gebiet neben dem wahrscheinlich germanischen Siedelungssystem des Haufendorfes mit Gemengelage der Ackerflur das sogenannte keltische Siedelungssystem des Einzelhofes in allerdings verschiedener Mischung; im äußersten Osten des Pustertales finden wir sogar noch Reste der slawischen Siedelungsform. Von der römischen Agrarverfassung ist so gut wie nichts übrig geblieben, weil ja die seinerzeitige teilweise Latinisierung nicht eine wirklich völkische, sondern eine rein äußerliche war, die nie in Blut und Leben des deutschen und ladinischen Tirolers übergegangen ist. In den Siedelungsverhältnissen finden sich wohl quantitative, aber keine qualitativen Unterschiede zwischen Kufstein und Deutschmetz, es sei denn, daß die Verschiedenheit der topographischen und klimatischen Zustände und die Herrschaft des Weinbaues hier, sein Fehlen dort solche bedingt haben. Wie das Volk im ganzen deutschen Teile Tirols, im Kern des Landes, im Burggrafenamte und in dem später erst

zugewachsenen Inntale und sonst überall ein einheitliches Ganzes darstellt, so ist auch die Besiedelungsart im Wesen dieselbe. Der ladinische Landesteil weist auch in seiner Besiedelung den Charakter seiner Bevölkerung auf und steht auch in dieser Richtung dem deutschen weit näher als dem italienischen, mit dem er so gut wie nichts gemein hat.

Jeder, der Land und Leute kennt, weiß, daß nur Unkenntnis und bewußte oder unbewußte Verkennung der Tatsachen den seit vielen Jahrhunderten spezifisch urdeutschen und den spezifisch urladinischen Charakter der beiden Gebiete leugnen kann und darf. Die herrschenden Besiedelungsformen erbringen abschließend den Beweis. Sie stammen nicht von heute und nicht aus dem sechzehnten Jahrhundert, sondern aus einer viel, viel älteren Zeit. Ein Volk kann seine Sprache aufgeben, es kann Sitten und Gebräuche der Nachbarn nachäffen, es kann aber nicht ohne weiteres seine Rechtsbegriffe und vor allem nicht jene abstreifen, die sein Verhältnis zum Grund und Boden betreffen; dies gilt vor allem vom deutschen Volke, dessen rechtliche Auffassung vom Bodeneigentum stets eine ganz besonders geartete war; sie ist die Grundlage seines ganzen staatlichen Lebens geworden. So haben denn auch die erwähnten Besiedelungsformen alle die ungeheuerlichen Wandlungen überdauert, welche der geschichtliche Entwicklungsprozeß über Tirol im Laufe der Jahrhunderte verhängt hat; sie sind ein Denkmal echten

Germanentums und der Urbewohner geblieben bis zum heutigen Tage. Auch in betreff der landwirtschaftlichen Betriebssysteme weist Nord- und Deutschsüdtirol, natürlich abgesehen von den Weinbaugegenden, keinen wesentlichen Unterschied auf; Eggarten- und Dreifelderwirtschaft, die letztere vielfach in verbesserter Form, herrschen überall vor, historisch überkommen in ihren Grundlagen seit einem Jahrtausend und aufrechterhalten durch die topographischen Verhältnisse und die Besiedelungsformen. Der Weinbau seinerseits ist in Tirol ganz eigen geartet (Bergelkultur); seine Form hat keine Verwandtschaft mit der in Italien vorherrschenden; wie wir wohl annehmen dürfen, war der in früheren Jahrhunderten in einzelnen Gegenden Nordtirols betriebene Weinbau dem südtirolischen ganz und gar ähnlich betrieben. Wenn wir der Forstwirtschaft Erwähnung tun, so geschieht es nur, um darauf hinzuweisen, daß die forstlichen Gemeinschaften im ganzen Lande einschließlich des italienischen Teiles auf deutsche Einflüsse hinweisen, die natürlich im deutschen Gebiete besonders stark maßgebend sind. Das ganze Tirol weist fünfhundertneunundsiebzigtausend Hektar an Gemeinde- und zweiunddreizigtausend Hektar an Waldungen auf, die Genossenschaften und Gemeinschaften gehören, so daß sechzig Prozent des gesamten Waldlandes in seiner Verfassung der altdeutschen Almende entstammen oder doch als mit ihr nahe verwandt betrachtet werden

können. Auch die volkstümliche Liebe zum Walde ist ausgesprochen deutsch; wo er verwüstet ist, ist dieser Zustand die Folge von Elementarereignissen, des ungeheuren Holzbedarfes der venetianischen Flotte, der zum erheblichen Teil durch Einfuhr aus Tirol gedeckt worden ist, und in letzter Reihe der durch die Verhältnisse vielfach erzwungenen mißbräuchlichen Verwertung der Forstservituten.

Die Bodenverteilung in ganz Deutsch- und auch in Ladinischtirol weist, ohne daß durch die Wasserscheide ein Unterschied begründet würde, den Bauernhof als Grundtypus auf, und zwar den Bauernhof, der vom Eigentümer und seiner Familie selbst bewirtschaftet wird. Es herrschen also hier im Wesen dieselben Verhältnisse wie in Süddeutschland. Der Bauer ist in Tirol der Herr seines Grundes und Bodens, und nur wer Herr eines Bauernhofes ist, heißt Bauer. Sogenannten herrschaftlichen Besitz kennt Deutschtirol nur in verhältnismäßig sehr geringem Ausmaße, wirklichen Großbesitz so gut wie gar nicht. Ja nur wo der Betrieb der Natur der Frucht nach besonders intensiv sein muß, also bei Weinbau, finden wir in Südtirol in größerer Zahl Güter, die ihrer Ertragsfähigkeit nach über das Ausmaß von Großbauerngütern hinausgehen. — Die Größe der Bauerngüter und ihre wirtschaftliche Leistungsfähigkeit sind sehr verschieden; wo das bäuerliche Erbrecht und der Bestiftungszwang tatsächlich in Geltung geblieben sind

und nicht nur am Papiere fortlebten, herrscht das selbständige lebensfähige Gut vor; das trifft ebenso in Teilen Nordtirols wie in Teilen des deutschen Südtirol zu; anderwärts, wo diese ganz spezifisch deutschrechtlichen Einrichtungen unter dem Drucke moderner Verkehrsverhältnisse im allmählichen Schwinden oder gar schon verschwunden sind, hat die Zerstückelung eingesetzt, sind Kleingüter entstanden und hat sich Parzellenbesitz entwickelt. Das gilt wieder in ganz gleicher Weise von Nord-, Deutschsüd- und von Ladinischtirol. Das Pachtsystem spielt überall eine verhältnismäßig geringe Rolle; die Verpachtung eines Gutes erfolgt meist nur, wenn besondere, rein individuelle Verhältnisse dazu zwingen.

In Oberitalien liegen diese Dinge ganz anders; dort entwickelt sich erst allmählich der bäuerliche Rückenbesitz, dessen Verbreitung und Stärkung nach menschlicher Voraussicht dem Lande zum Segen gereichen wird. Auch hier stellt Italienischtirol eine Übergangsform vor. Das dort vor allem in den Weinbaugebieten herrschende Teilbausystem hat in Deutschtirol niemals Fuß fassen können; nur in den wenigen italienischen Enklaven, die sich allmählich entwickelt haben, hat es sich eingeschlichen; die Kolonen aber sind fast ausschließlich Italiener.

Naturgemäß herrscht in ganz Deutschtirol und in Ladinien die Viehzucht gegenüber dem Getreidebau vor; auch hier bildet die Zentralalpenkette keine Grenze; eher könnte man eine solche am Kamme des Gebirgszuges

finden, der Italienisch- von Deutschsüdtirol scheidet, da nördlich davon die Viehzucht im engsten Sinne des Wortes eine erheblich größere Rolle bei der Viehhaltung spielt als südwärts.

Die gewerbliche Tätigkeit zeigt naturgemäß in viel geringerem Maße als die Urproduktion durch den Nationalcharakter beeinflußte Eigentümlichkeiten; hier ist es die Gesetzgebung, die für das ganze Staatsgebiet vereinheitlichend, der Umstand, daß hier dieses, dort jenes Rohmaterial leichter zugänglich ist, differenzierend wirkt. Natürlich spielt dabei auch die besondere Veranlagung einzelner Individuen, dann aber auch die der Bewohner ganzer Gegenden und geschichtlich Hergebrachtes eine größere Rolle. So sehr die gewerbliche Tätigkeit durch den Verkehr beeinflußt werden mag, etwas bleibt doch auch in ihr vom Alten haften. So zeigt sich in ganz Deutsch- und (vielleicht in noch verstärktem Maße) in Ladinischtirol nach wie vor eine ausgesprochene Neigung zu kunstgewerblicher Tüchtigkeit, die vielfach hausindustriellen Charakter hat. Im übrigen besteht im ganzen Gebiete im Wesen der handwerksmäßige Betrieb nach alter deutscher Sitte mit dem mehr oder weniger patriarchalischen Verhältnisse zwischen Meister, Gesellen und Lehrlingen und für einige Gewerbe der Betrieb im Herumziehen von Hof zu Hof fort, ohne daß sich ein Wesensunterschied könnte nachweisen lassen.

Über den heutigen Stand der Kleingewerbe gibt es nur äußerst wenig ziffernmäßiges Material: für die Zwecke dieser Darstellung ist es aber auch entbehrlich, da aus ihm kaum Beweismaterial nach irgendeiner Richtung hin könnte gewonnen werden. Es sei hier nur erwähnt, daß der das ganze Gebiet umfassende Fremdenverkehr naturgemäß nicht im Sinne der Erhaltung — vor allem örtlicher Eigentümlichkeiten — gewirkt hat; er hat Industrien geschaffen, die vielfach fremde Organe im wirtschaftlichen Organismus darstellen und deren Bedeutung für unser Problem kaum nennenswert ist; wo Eigentümlichkeiten vorkommen, gehen sie durchaus nicht auf nationale Verschiedenheiten, sondern auf rein lokale Tatsachen zurück und bestehen sie ebensogut zwischen dem Ötz- und Zillertal wie zwischen diesem und Passeier. Jedes Dorf hat ja im Hochgebirge seinen eigenen Charakter, um so mehr jedes Tal; aber diese verschiedenen Charaktere weichen auf dem gesamten deutschen Boden Tirols nur in Einzelheiten voneinander ab.

Die tirolische Großindustrie, soweit eine solche überhaupt besteht und bei den Eigentümlichkeiten von Natur und Volk überhaupt bestehen kann — der Tiroler ist im allgemeinen nicht der Mann der Fabriksarbeit, in der die Individualität ausgelöscht und die eigene Initiative ausgeschlossen ist —, hat naturgemäß nichts Typisches an sich. Dasselbe gilt von den verschiedenen Arten des

wirtschaftlichen Verkehrs, die heute, da der örtliche Markt nur noch eine untergeordnete Rolle spielt, im Wesen so sind wie anderwärts. Hervorzuheben ist nur, daß Treue und Glauben im ganzen Lande auch im Handelsverkehr ihre Rolle noch nicht ausgespielt haben, und daß noch heute im Norden und im Süden vielfach das Manneswort dasselbe Gewicht hat wie Brief und Siegel. Ob der Fremdenverkehr in diesem Punkte nicht da und dort unerfreuliche Nebenwirkungen gezeitigt hat, mag dahingestellt bleiben.

Wir haben hiermit für alle Hauptgebiete des Wirtschaftslebens in seinen Formen unsere Ansicht bestätigt gefunden, daß ganz Deutsch- und Ladinischtirol einen einheitlichen Komplex bilden, dessen wesentliche innere Gleichartigkeit und dessen in manchen Richtungen gegebene Eigenartigkeit gegenüber den benachbarten Ländern sich nur aus engster Verwandtschaft des Volkscharakters und aus auf Jahrhunderte zurückreichender staatlicher Zusammengehörigkeit erklären lassen. Wir haben nun den Nachweis zu erbringen, daß auch ein anderes Bindeglied zwischen Nord und Süd besteht, und das ist ihre gegenseitige wirtschaftliche Abhängigkeit. Daß diese in allererster Reihe in allen Fragen zutage tritt, die sich auf die agrarische Produktion beziehen, ist selbstverständlich; Deutsch- und Ladinischtirol bilden ein Agrarland im strengsten Sinne des Wortes, wir zweifeln nicht daran, ja wir hoffen sogar, daß es diesen

Charakter auch beibehalten und nicht schrankenlosen Industrialisierungstendenzen überantwortet werden wird, die es in seiner Lebensmittelversorgung noch mehr vom Ausland abhängig machen würden und die nur dahin führen könnten, seine Eigenart, auch wo sie vollauf berechtigt und ein wertvolles Volksgut ist, auszutilgen und auch das Tirolervolk in der ungeheuren Flut der Gleichmacherei früher oder später versinken zu lassen.

Nord- und Südtirol, für die der Brennerpaß das wichtigste Bindeglied darstellt, ergänzen sich gegenseitig, ihre Zusammengehörigkeit ist die Voraussetzung dafür, daß jeder Teil überhaupt lebensfähig ist; getrennt, müßte Nordtirol im Norden Anschluß suchen und würde Südtirol mit Italien vereinigt zu einer Alm werden, statt der blühende Garten zu bleiben, der es heute ist. Es soll hier nicht wiederholt werden, was schon unzählige Male gesagt worden ist, daß der Wein- und Obstbau Deutschsüdtirols aus der Vereinigung mit Italien nur die Vernichtung zu gewärtigen, die ladinische Viehzucht aber aus einer etwaigen Abtrennung dieses Gebietes von Deutschsüdtirol schon mit Rücksicht auf seine topographische Konfiguration für seine Viehwirtschaft das Schlimmste zu befürchten hätte.

Wir wollen nun einige Daten über die agrarische Produktion der für uns in Betracht kommenden Gebiete vorlegen, tun dies aber mit allem Vorbehalt, da wir die Mängel der Agrarstatistik nur zu gut kennen. Es darf hier

erwähnt werden, daß die vom Ackerbauministerium in seinem „Statistischen Jahrbuche" verwertete territoriale Einteilung nach natürlichen Gebieten bezeichnenderweise den Brenner nicht als Grenze kennt, sondern das Gebiet von Sterzing zum Unterinn- und Wipptale zählt, wie ja auch im Sprachgebrauche der Begriff Wipptal Sterzing mit umfaßt. Auch das Pustertal wird zu Nordtirol gerechnet. Die Ernteerträge im Jahre 1913 erreichten die folgenden Zahlen (in Meterzentnern).

	Weizen	Hektarertrag	Roggen	Hektarertrag	Gerste	Hektarertrag	Hafer	Hektarertrag	Mais	Hektarertrag	Kartoffeln	Hektarertrag	Hülsenfrüchte
Oberinn- und Lechtal . . .	4524	13	21280	12	14946	12,6	2837	10,9	24247		426460	155,4	250
Unterinn- und Wipptal mit Sterzing . .	36937	12,8	99960	15	27515	13,3	33895	12,6	29871		427031	173,7	207
Davon Sterzing	2408	10,8	14848	13,3	190	13,6	9606	12,3	46	239	?	?	?
Pustertal . . .	30369	14,3	77230	17,3	38519	15,6	18715	13,8			230515	18,7	4706
Gebiet von Bozen mit Brixen . . .	30189	14,9	149716	16,3	15116	15,7	21449	14,5			256592	142,2	343

(Für Fassa kann ich die Daten leider nicht ausscheiden.)

Daß diese Erträge für den Bedarf des rund fünfhundertfünfundzwanzigtausend Seelen beherbergenden Landes nicht ausreichen, liegt auf der Hand. Es spricht aber alles dafür, daß sie sehr erhöht werden können, wenn einmal die längst notwendigen agrarischen Operationen durchgeführt sein werden und wenn sodann eine bessere Anpassung der Produktionsrichtungen an die natürlichen Produktionsbedingungen wird vorgenommen sein. Gerade diese letztere setzt aber die Zusammengehörigkeit des ganzen Gebietes voraus, weil sich die klimatischen Verhältnisse seiner Teile auf das beste ergänzen. Würde Nordtirol von Südtirol getrennt, so wäre eine bedeutende Hebung der agrarischen Produktion in jenem Teile ganz ausgeschlossen.

Besonders deutlich zeigt sich die Abhängigkeit in diesem Sinne des Nordens vom Süden bei der Produktion von Wein und Obst; an letzterem könnte zwar in Nordtirol viel mehr erzeugt werden, als heute geschieht, für Weinbau in erheblichem Umfange fehlen aber Nordtirol die klimatischen Voraussetzungen.

Der Ertrag des Jahres 1913 war nach der oben angegebenen Quelle in Meterzentnern:

	Kernobst	Steinobst	Schalenobst	Wein
Im Oberinn- und Lechtal	2630	26	5	—
Im Unterinn- und Wipptal mit Sterzing	3767	133	11	—
Im Pustertal . .	330	100	12	—
Im Gebiete von Bozen u. Brixen	57985	11855	5562	519689 hl

Der Weinbau Deutschsüdtirols kann, wie uns scheint, den Bedarf des ganzen Gebietes decken und noch erhebliche Mengen für die Ausfuhr erübrigen, vor allem, wenn er jene Fortschritte macht, für die ihn die Natur vorbestimmt hat.

Auch in staatswirtschaftlicher Richtung ergänzen sich Nord und Süd. An ein Nordtirol als selbständiges Staatsgebilde wäre nicht einmal zu denken; für das ganze Gebiet wäre unter Umständen ein hoher Grad von Selbständigkeit wohl durchführbar. Das veranlagte Einkommen der Steuerträger betrug nach den „Mitteilungen des Finanzministeriums" XXI. Jahrgang im Jahre 1913 (in 1000 Kronen):

	Aus Grundbesitz	Aus Gebäuden	Selbst. Unternehmen	Dienstbezüge	Kapitalvermögen	Sonst. Quellen
In Innsbruck m. Hötting	282	5 103	10 419	23 972	6 997	562
In Bozen mit Gries	831	2 385	5 624	6 858	3 350	207
In Meran m. Umgebung	613	2 812	5 949	6 205	4 792	570
Im sonstig. Nordtirol	3 941	2 651	10 168	14 138	2 987	178
Im sonstig. Dtsch.-Südtirol mit Buchenstein und Enneberg. . . .	3 672	2 333	8 369	7 184	3 108	319
In Ampezzo . .	13	119	251	233	52	19
Zusammen	9 352	15 403	40 780	58 590	21 286	1 855
Gesamtsumme	147 266					

Die Abzüge betrugen für die sechs Gebiete 5 876, 2994, 3006, 4533, 4243, 112, zusammen 20 764, so daß ein reines steuerpflichtiges Einkommen von 126502000 Kronen erübrigte, wobei gewisse Abzüge, die eigentlich nicht in Betracht kämen, als Abzugsposten mitgerechnet wurden; bleiben sie außer Betracht, so beträgt der reine Rest rund 133 Millionen. Alle wirtschaftlichen Umstände sprechen also für die Einheit Deutsch- und Ladinischtirols, die eine unbedingte Forderung der Gerechtigkeit und Zweckmäßigkeit ist.

Südtirol im Lichte des italienischen Irredentismus, Nationalismus und Imperialismus

Von

Universitätsprofessor Dr. J. Ph. Dengel

Der italienische Irredentismus ist ein Ausläufer jener großen Bewegung, die Italien geschaffen hat. Der überschwengliche Kult, der heute noch mit der Epoche des Risorgimento, der Passionszeit des nationalen Gedankens, getrieben wird, erfüllte die Volkspsyche mit unlöschbar gehässigen Gefühlen gegen Österreich und mit dem Glauben, daß es die Sprache und Eigenart der dort wohnenden Italiener unterdrücke. Aus diesem Vorurteil entstand das Streben nach Vollendung der nationalen Einheit

durch politische Eingliederung der unter österreichischer Herrschaft stehenden Landschaften mit italienischer Bevölkerung in das Königreich Italien. Die zahlreichen Anhänger dieser Richtung zeigten sich immer bereit, die verbündete Monarchie durch Schmähungen und geräuschvolle Drohungen herauszufordern, um das noch schwache und ungerüstete Italien zu einer raschen Lösung der Frage zu drängen. Sie sahen nur dieses Problem, wollten aber nicht, daß die Nation zu dem Kriege, zu dem ihre Politik hindrängte, sich vorbereite; im Parlament donnerten Abgeordnete, welche diesen „knabenhaften und widerspruchsvollen Irredentismus" vertraten, unter heftigen Ausfällen gegen Österreich gegen alle Rüstungsauslagen los. Ihr Irredentismus war wie eine Fahne, die sich nur zur Hälfte entfaltete, aber nicht diejenige, die viele flattern sehen wollten „in der befreiten Sonne und im Siege".

Mit dem Jahre 1910 begann eine neue Psychologie des Irredentismus. Auf dem von Scipio Sighele geleiteten ersten Nationalistenkongreß in Florenz trat die Associazione Nazionalista ins Leben, und drei Jahre hernach zog der Nationalismus als politische Partei mit sechs Mandaten ins Parlament ein. Der bisherige „romantische" Irredentismus, dessen „melancholische Liebe" der Furcht des Unausführbaren zu unterliegen begann, der nach der Anschauung führender Geister nur ein „erhabenes Gefühl" war, welches sehr

häufig in pathologische Übertreibung und in absurde Widersprüche ausartete, wurde von diesem Irrtum befreit, indem man ihn dem Programm des Nationalismus, der Wiedererweckung des gesamten italienischen Lebens, einverleibte.

Das Ziel der neuen nationalistischen Vereinigung, die bald einen entscheidenden Einfluß auf die Geschicke des Landes gewann, ging dahin, das unsichere, furchtsame Italien aus seinem erschlaffenden regionalen Egoismus und Indifferentismus, aus seiner geringen Beachtung im Wettbewerbe der großen Weltmächte durch Weckung und Entfaltung aller nationalen Energien zu einer kompakten, gewichtigen Einheit zusammenzuschmieden, das italienische Gefühl zur Nationalreligion aufzurütteln und dadurch den Willen für ein starkes, wehrhaftes Staatswesen zu schaffen, das dem Lande Reichtum und Ruhm erwerben, der Welt seinen Expansionsdrang, den „Egoismo patriottico" aufnötigen sollte. Politiker und Dichter haben sich seit Jahren bemüht, den nationalistischen und damit auch den imperialistischen Geist unter dem Volke zu verbreiten. Gabriel d'Annunzio war einer der Hauptkünder der Nationalseele: nicht die Adria allein, sondern alle Ozeane sollen das „Mare nostro" der Italiener bilden. Auch die wildsinnliche Poeten- und Künstlerschule der Futuristen (Zukunftsleute), die mit allem spielt, was fürchterlich, kühn und verwegen ist: dem Granatenhagel, der Metzelei, dem

gequälten Schmerz, gehört zu den Vor- und Mitläufern des Nationalismus. Italien soll durch die futuristische Massage ganz Knochen und Muskel werden, damit das schöne lateinische Weib die Barbaren zertrete und zur Beherrschung der ganzen Erde gelange. Dieser künstlerische Einschlag verlieh der nationalistischen Bewegung eine ungeahnte Werbekraft, stempelt sie aber zum Ästhetentum der Politik, zum „Futurismo politico"; ihre hauptsächlichsten Agitatoren waren Literaten, Künstler, Journalisten, Studenten, geistige Müßiggänger und Lebensdilettanten.

Die erste große Tat der Nationalistenpartei war die Entfachung des Tripolitanischen Eroberungskrieges. Die übertriebene Verhimmelung der lateinischen Tapferkeit rüttelte das nationale Gewissen gewaltig auf und stellte damit ein festeres ideales Band mit der geträumten Vollständigkeit des Vaterlandes her. Der libysche Krieg sollte das irredentische Gefühl in einem „weiteren Zusammenhange der Dinge und Gedanken" neu beleben, die „unerlösten" Brüder in Österreich von dem Drucke des „Sichverlassenfühlens" befreien und im Bewußtsein stärken, daß sie ein mächtiges Mutterland hinter sich haben, das zu jeder Anstrengung bereit, jedes Widerstandes fähig und des Sieges gewiß ist. Das gab dem Irredentismus in der Tat neue Impulse und zugleich neue Richtlinien. Während er früher mit polterndem Geräusch einherstürmte, wandelte er jetzt mehr in ruhiger, abgeklärter Bahn, kühl

berechnend und stille die heranreifenden Geschicke vorbereitend, vertrauend auf das Wort von Sighele, daß die großen internationalen Probleme Österreich einmal in eine Bedrängnis bringen können, aus der Italien Nutzen ziehen werde.

Irredentismus und Nationalismus hatten sich auf einer Richtlinie zusammengefunden. Ganz von selbst führte aber der übertriebene politische Nationalkult der Nationalistenpartei über den alten, auf dem Nationalitätsprinzip beruhenden Irredentismus hinaus auf die Bahn des Imperialismus, der undemokratisch, der ein frevelhafter Antinationalismus ist. Gerade deshalb sind den Nationalisten aus ernst denkenden Kreisen so viele Absagebriefe zugekommen, in welchen statt Rhetorik, Deklamation und schwärmerischer Großmannssucht der Nationalismus des Gewissens, der Kultur und Arbeit, der Erziehung und Erhebung des Volkes auf moderner demokratischer Grundlage gefordert wird. Die imperialistische Tendenz der Nationalisten kommt in ihren Kundgebungen deutlich zum Ausdruck. Sighele sieht das Gesetz der Nation in ihrer unendlichen Entwicklung und Ausdehnung, indem sie alles, was in ihre Aktionssphäre fällt, aufsaugt und mit sich vereinigt. Alfredo Rocco sagt, der italienische Nationalismus müsse expansiv und aggressiv sein und sich für die unvermeidlichen künftigen Kriege vorbereiten.

So gehört auch die revolutionäre Theorie der „natürlichen Grenzen", die den früher pathetisch verkündeten

Grundsatz des natürlichen, unabänderlichen Rechtes der Nationalität, auf dem Italiens Einheit beruht, mit Füßen tritt, zum imperialistischen Programm der Nationalisten. Sie hatten schon vor dem Weltkrieg Schule und Öffentlichkeit mit der These bearbeitet, daß der Brenner die einzige mögliche, die „heilige" Grenze Italiens bilde, und sie hetzten dieser Theorie wegen das Land in den Krieg an der Seite der Entente, sich in ihrem Größentaumel als Retter der Zivilisation gegen die Barbaren dünkend, und mit der Einbildung, daß dieser „gerechte und heilige Kampf", den die künftigen Geschichtsblätter als unerhörten Verrat und Treubruch an den Bundesgenossen buchen werden, alle Italiener „adle" und zu „Kavalieren" mache. Wie hartnäckig ihr Imperialismus ist, erkennt man daraus, daß sie gegen jene vernünftigen italienischen Stimmen, die während der Friedensverhandlungen zur Mäßigung in bezug auf Forderungen rieten, die den fundamentalen Interessen Italiens widersprechen, ein ungestümes, übermütiges Geschrei erhoben, um statt eines gerechten Friedens einen Frieden der Vergewaltigung deutschen Volkstums zu erzwingen.

Der italienische Nationalismus in seiner politischen und imperialistischen Prägung kann sich im Sturm einer neuen Zeit nicht behaupten. Ästhetentum und Rhetorentum haben in Italien noch immer unheilvoll gewirkt. Das Land braucht den demokratischen Nationalismus, der auf Vertiefung, nicht auf Expansion

ausgeht, der opferfreudig und unverdrossen arbeitet, um die weiten Landschaften, die sich noch heute in einem „halbbarbarischen" Zustande befinden und die wirkliche „Italia irredenta" bilden, aus ihrer wirtschaftlichen und geistigen Rückständigkeit zu befreien, und zu dem freien Volksstaate der Deutschen, denen das italienische Volk vielerlei Antrieb zu organisatorischer und nationaler Entfaltung verdankt, die Brücke einer dauernden Verständigung schlägt.

Die Südgrenze von Deutschtirol und Ladinien

Von

Hofrat Universitätsprofessor Dr. Franz von Wieser

Die Italiener stützen ihren Anspruch auf Deutschsüdtirol darauf, daß der Kamm der Zentralalpen die natürliche geographische Nordgrenze von Italien bilde. Die von den Italienern gezogene Nordgrenze verläuft vom Stilfser Joch zum Reschen-Scheideck, dann entlang dem Kamme der Zentralalpen über den Brenner bis zu der von den Italienern genannten Vetta d'Italia, bzw. bis zur Dreiherrn-Spitze, überquert das Pustertal bei Toblach und verfolgt gegen Osten und Südosten die Kammlinie der Karnischen und Julischen Alpen.

Durch diese Linie wird das ganze Stromgebiet der Etsch, bzw. aller Zuflüsse der nördlichen Adria für Italien in Anspruch genommen. Es handelt sich also hier um eine rein hydrographische Abgrenzung. Sowohl für politische als auch für geographische Grenzen können aber einseitig hydrographische Gesichtspunkte nicht allein maßgebend sein. Das ergibt sich schlagend, wenn man die Gebiete anderer Ströme, wie z. B. des Rheins, der Donau usw., zum Vergleich heranzieht.

Italien wird im Norden viel richtiger und natürlicher durch die Gebirgsmauer der Alpen begrenzt. Diese sind ein einheitlicher orographischer Begriff. Im geographischen Sinne reicht Italien nur bis an den Südfuß der Alpen. In der Tat hat A. Penck, ein Geograph von Weltruf, sich in seiner Schrift: „Die österreichische Alpengrenze" (Stuttgart 1916) dahin ausgesprochen, daß die Talengen am Ausgang der südlichen Alpentäler nicht zu Italien gehören. Diese schluchtartigen Talausgänge schließen die Gebirgstäler gegen Norden ab und können militärisch leichter verteidigt werden als die meisten Hauptwasserscheiden, wie etwa in unserem Falle das Reschen-Scheideck oder das Toblacher Feld.

Für die politische Abgrenzung kommen weiter maßgebend in Betracht die ethnographischen Verhältnisse. In Tirol wurde allerdings seit dem frühen Mittelalter die Bedeutung der ethnographischen Verschiedenheit der

Bewohner überwogen durch die einigende Kraft des Gebirges, so daß das Land vom Nordsaume bis zum Südrande der Alpen sich historisch einheitlich entwickeln konnte. Das Bistum Trient gehörte durch volle acht Jahrhunderte zum Deutschen Reiche.

In neuerer Zeit ist das ethnographische Moment für politische Abgrenzungen von bestimmender Bedeutung geworden. Nationalitätenprinzip und Nationalstaat sind heutzutage herrschende Schlagworte. Dementsprechend wird auch der ganze südliche Teil von Tirol mit einheitlich italienischer Bevölkerung als zu Italien gehörig anerkannt und die Nordgrenze Italiens nach ethnographischen Gesichtspunkten reguliert werden müssen, so daß dem geschlossenen Wohngebiete der Italiener einerseits das geschlossene Gebiet der Deutschen und der Ladiner andererseits gegenübersteht. Die Italiener haben auch am Beginne des Krieges als ihr alleiniges Ziel in Tirol bezeichnet: die Befreiung ihrer unter fremdem Joche stehenden Brüder (Italia irredenta). Die Ladiner dürfen nicht zu den „Irredenti" gerechnet werden. Die Ladiner sind Räto-Romanen, nicht Italiener und gravitieren durchaus sowohl politisch als wirtschaftlich zu Deutsch-südtirol.

Es fragt sich nun, wie die ethnographische Grenze im Detail zu ziehen ist. Da wird man sich von vornherein darüber klar werden müssen, daß es sich aus politischen und administrativen Gründen empfiehlt, auf

die Einbeziehung von Sprachinseln zu verzichten. Das geschieht zum Vorteil von Italien, da die deutschen Sprachinseln von Luserna und an der oberen Fersina ausgedehnter und volkreicher sind als die kleine italienische Enklave von Pfatten. Dagegen gehören die deutschen Gemeinden im oberen Nonsberg zum geschlossenen deutschen und das obere Fassatal zum geschlossenen ladinischen Gebiete. Die gemischtsprachigen Gebiete im Nons- und Sulzberge sowie im Fleims- und Cembratale, in denen Ladiner neben Italienern wohnen, werden dagegen wohl besser zu Italien zu rechnen sein.

Die Grenze zwischen Italien einerseits und Deutschtirol mit Ladinien andererseits verläuft nach dem Gesagten in der folgenden Linie: sie beginnt im Westen an der Zufallspitze (M. Cevedale) und hält die Wasserscheide zwischen Etsch und Noce ein bis zur Ilmenspitze, biegt dann etwas nach Süden aus, um die deutschen Gemeinden im oberen Nonsberg (Proveis, Laurein, „Unsere liebe Frau im Walde" und St. Felix) zu umfassen, und streicht dann südwärts über die Kammlinie des Mendelgebirges bis zur Verengung des Etschtales bei Salurn. Östlich von der Salurner Klause verfolgt die Grenzlinie (die deutschen Gemeinden Truden und Altrei einbeziehend) die Wasserscheide zwischen dem Etsch- und Avisiogebiet bis zur Latemargruppe, überquert das Avisiotal in der Gegend von Forno und zieht sich dann entlang der Kammlinie zwischen dem Val di

S. Pellegrino und dem Val di Travignolo bis zur alten östlichen Landesgrenze[1]).

Die ethnographische Grenze zwischen dem italienischen Gebiet einerseits und Deutschtirol mit Ladinien andererseits ist also fast nach ihrem ganzen Verlauf eine natürliche Grenze, welche durch Kammlinien und Talengen gebildet wird. Zwischen dieser ethnographischen Grenze und der von den Italienern beanspruchten Linie der Zentralalpen liegt ein einheitliches Wohngebiet der Deutschen und Ladiner. In diesem südtirolischen Landesteile stehen der geschlossenen Masse von rund 250 000 (ohne den Bezirk Lienz 216 000) Deutschen und rund 20 000 Ladinern nur zirka 7000 verstreute Italiener gegenüber. Die Zahl der Italiener macht also hier kaum drei Prozent der Gesamtbevölkerung aus[2]).

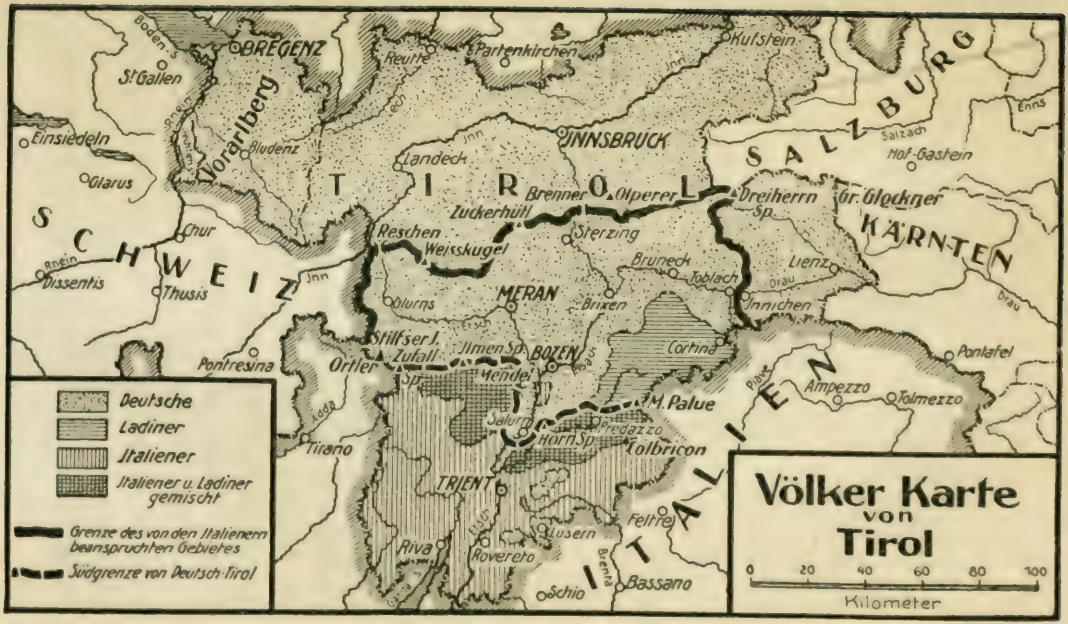
Es wäre eine himmelschreiende Ungerechtigkeit, wenn dieses kerndeutsche Land von Tirol abgerissen und zu

---

[1]) Einige neuere Ethnographen ziehen die Südgrenze des Fassaner Gebietes etwas weiter nördlich: vom Karerjoch zur Verengung des Avisiotales zwischen Soraga und Moena und über den Gebirgskamm der Costabella bis zum Marmolatamassiv.

[2]) Wenn in dem von der italienischen Delegation auf der Friedenskonferenz überreichten Memorandum der Prozentsatz der italienischen Bewohner von Südtirol auf ca. 70% der Gesamtbevölkerung berechnet wird, so ist das eine beabsichtigte Irreführung. Diese hohe Prozentziffer ist für die Italiener dadurch erreicht worden, daß die rein deutsche Bevölkerung des sogenannten Alto Adige oder Deutsch-Südtirol mit der italienischen Bevölkerung des sogenannten Trentino in einen Topf geworfen wurde.

Italien geschlagen würde. Diese Lostrennung stünde im schreienden Widerspruch mit dem Nationalitätenprinzip und dem Selbstbestimmungsrecht der Völker. Die Deutschen und Ladiner Südtirols werden sich niemals italienisieren lassen. Die nationalen Gegensätze würden mit der Zeit nicht abgeschwächt, sondern immer mehr verschärft werden. Eine neue, jetzt aber gegen Italien gerichtete Irredenta wäre die unausbleibliche Folge. Gegenüber den italienischen Aspirationen muß speziell darauf hingewiesen werden, daß der Zentralkamm der Alpen niemals die Nordgrenze von Italien gebildet hat, selbst nicht zur Zeit des römischen Imperiums und der napoleonischen Gewaltherrschaft. Die Annexion von Deutschsüdtirol und Ladinien durch Italien würde selbst diese beiden Phasen brutalster Entfaltung des Imperialismus noch überbieten. Dazu werden aber Präsident Wilson und die Ententemächte, welche die Niederwerfung des Imperialismus auf ihr Programm geschrieben haben, dazu wird die Friedenskonferenz, welche einen Gerechtigkeitsfrieden und die dauernde Versöhnung der Völker als ihr ideales Ziel hinstellt, die Hand nicht bieten können.


Völker Karte
von
Tirol
0 20 40 60 80 100
Kilometer
Deutsche
Ladiner
Italiener
Italiener u. Ladiner gemischt
Grenze des von den Italienern beanspruchten Gebietes
Südgrenze von Deutsch-Tirol
SCHWEIZ
TIROL
SALZBURG
KÄRNTEN
ITALIEN
BREGENZ
Vorarlberg
St. Gallen
Einsiedeln
Glarus
Bludenz
Chur
Dissentis
Thusis
Pontresina
Reutte
Partenkirchen
Kufstein
INNSBRUCK
Landeck
Brenner
Olperer
Zuckerhütl
Reschen
Weisskugel
Sterzing
Dreiherrn Sp.
Gr. Glockner
Hof-Gastein
Bruneck
Toblach
Lienz
Innichen
MERAN
Brixen
Glurns
Stilfser J.
Zufall Sp.
Ortler
Ilmen Sp.
BOZEN
Mendel
Cortina
Pontafel
Ampezzo
Tolmezzo
M. Palue
Salurn
Horn Sp.
Predazzo
Tolbricon
Tirano
TRIENT
Riva
Rovereto
Lusern
Feltre
Schio
Bassano
Boden-S.
Rhein
Inn
Ech
Salzach
Enns
Drau
Ersch
Adda
Etsch
Brenta
Piave

Die deutschen Sprachinseln in Welschtirol

Von

Dr. med. et phil. Wilhelm Rohmeder

Rektor und Stadtschulrat a. D.

Die Schriften der beiden „Zimbern" Dal Pozzo (Prunner) und Marco Pezzo, der Geschichtsschreiber und Schilderer der fälschlich sogenannten beiden „zimbrischen" Sprachinseln in Oberitalien, sind jedem vertraut, der mit der Geschichte des Deutschtums im heutigen Welschtirol sich eingehender befaßt hat. In der Begeisterung für ihr Volkstum haben sie in den Fragen der Herkunft und der Geschichte dieser deutschen Volksreste oft geirrt. Aber in einem hat die spätere geschichtliche Durchforschung der Landschaften östlich der Etsch und haben namentlich

die Ergebnisse der Forschungen zur Volks- und Siedelungskunde ihre Annahmen bestätigt, darin nämlich, daß sie recht hatten, wenn sie ihr Volksgebiet und dessen Sprache durch die Linien eines Dreiecks begrenzt sein ließen, welche sie vom Südende des Gartsees bis Nefes (auch Nafis, it. heute Lavis), der alten Südgrenze des zusammenhängenden deutschen Volksgebiets (Gericht Königsberg), und von da nach Südosten zum Schnittpunkt mit einer vom südlichen Gartseeufer über Verona und Vicenza bis zur Brent verlängerten Linie zogen. Längst ist deshalb auch das von dem Veroneser Dottore Marzagaglia im vierzehnten Jahrhundert in die Welt gesetzte Märchen von der Herkunft der „Zimbern" in das Reich der Geschichtsfabeln verwiesen, dadurch aber auch zugleich der Nachweis erbracht worden, daß diese Reste alten deutschen Volkstums nicht als Volks- oder Sprachinseln entstanden, sondern erst im Laufe der Jahrhunderte zu solchen geworden sind.

Ganz das gleiche gilt auch von den sogenannten deutschen Sprachinseln in den heutigen welschtirolischen Landschaften östlich der Etsch. Sie sind keine „geduldeten Niederlassungen arbeitsuchender deutscher Holzhacker und Kohlenbrenner", wie italienischerseits zur Begründung irredentistischer Ansprüche behauptet wurde, auch keine „aus Zufall dorthin verschlagenen Deutschen", ebensowenig „vereinzelte deutsche Kolonistendörfer", wie selbst deutscherseits vor wenig Jahren noch geschrieben wurde,

sondern sie sind gleichfalls Reste desselben ehemals ausgedehnten deutschen Volks- und Sprachgebietes, das mit dem Deutschtum im Etschland unmittelbar zusammenhing — die heute noch deutschsprachigen Überbleibsel aus einer Zone deutscher Bevölkerung, die, das Ergebnis einer nahezu tausendjährigen deutschen Kolonisationsarbeit (vom sechsten bis zum fünfzehnten Jahrhundert), nach Süden hin an Breite zunahm und die nur streckenweise (in den Talsohlen) mit alten rätoromanischen Siedelungen untermischt war, deren Bewohner indes gleichfalls zum Gebrauch der deutschen Sprache übergegangen waren.

Urkundliche Nachrichten aus elf Jahrhunderten, Druckschriften aus mehr denn vierhundert Jahren, Tausende von Örtlichkeits-, Ortschafts- und Familiennamen, ganz besonders aber auch die Siedelungsformen (einschließlich der Formen des Hausbaues) lassen auch genau die Richtungen und die Wege verfolgen, welche die deutsche Besiedelung östlich der Etsch genommen hat und welche auch hier, in den Landschaften des südlichen Südtirol, die Deutschen als die Kulturträger, als das starke Kolonistenvolk des Mittelalters erwiesen hat.

Wo innerhalb des obenerwähnten Dreiecks die deutsche Sprache als Volkssprache heute noch lebendig ist (im Fersental, auf der Hochebene in Lusern, Kohligen [Carbonare] und St. Sebastian, in den Sieben und Dreizehn Gemeinden) stimmt sie überein mit den zahlreichen

deutschen Sprachdenkmälern, die wir aus anderen Landschaften dieses Gebietes (dem oberen und unteren Suganertal, aus Lafraun und Vielgereut, aus dem Laimtal [Terragnolo], den Dreizehn Gemeinden und den Tälern und Höhen des italienischen Voralpenlandes) besitzen: im einzelnen örtlich verschieden, aber in allem Wesentlichen zusammenfallend. (Näheres in: Rohmeder, Das Deutschtum in Südtirol. Mit einer Sprach- und einer Besiedelungskarte. Berlin, 1919.)

Die größte Ausdehnung, bis vor die Tore von Bern (Verona) und Wisentain (Vicenza), ja in diesen Städten selbst, erreichte dieses deutsche Volks- und Sprachgebiet im fünfzehnten Jahrhundert; und selbst noch vom sechzehnten Jahrhundert konnte ein italienischer Schriftsteller (Modesto Bonato im Epilogo seiner Storia dei Sette Comuni 1857/59) schreiben: „Die deutsche Rasse herrschte (nämlich am Südfuße der Alpen!) mit ihrer Sprache bis 1600."

Daß auch in der gleichen Zeit in den rechtsathesischen Landschaften, namentlich in dem heute noch ladinischen Nonslande, in Rendena und im engeren Gartseegebiet, zahlreiche deutsche Ansiedelungen und auch ganz deutsche Kolonistendörfer entstanden, ist bekannt und ist selbst von italienischen Forschern nachgewiesen worden.

Durch welche Ursachen, wann und wie diese deutschen Volksgebiete eingeengt, dann durchbrochen und die einzelnen Bruchstücke allmählich bis auf die

heute noch deutschsprachigen Reste abgenagt wurden, dies nachzuweisen, gehört nicht hierher, da es sich hier nur um eine kurze übersichtliche Darstellung der Gegenwart handelt. Volksgebiet und Sprachgebiet stimmen also hier nicht mehr überein, und zwar um so weniger, als bei den durch den Zwang von Kirche, Staat und Schule mehr oder weniger welschsprachig Gewordenen das Bewußtsein der Zugehörigkeit zum Deutschtirolertum nicht ausgetilgt werden konnte („Tirolesi noi siam, ma non Italiani" im oberen Suganertal; „Parliamo italiano, ma siamo Tedeschi" auf der Hochebene; „Siamo Tedeschi, tutti Tedeschi" ebenda; „Qui sono Tedeschi migliore ch'a Berlino" im Astachtal: und Hunderte von anderen ähnlichen Redewendungen).

Man unterscheidet gewöhnlich vier Gruppen von deutschen Volks- und Sprachinseln in Welschtirol, nämlich: die Nonsberger, die Fleimser, die Fersentaler und diejenigen auf der südtirolischen Hochebene. Auf Sprachenkarten erscheinen die beiden ersten Gruppen nicht als „Inseln", sondern dem zusammenhängenden deutschen Volksgebiet angeschlossen, von dem sie jedoch durch weite, zum Teil sehr beschwerliche und nur während eines Teils des Jahres gangbare Wege getrennt sind, weshalb sie welschen Gerichts- und Verwaltungsbezirken angeschlossen sind.

1. Die Nonsberger deutschen Gemeinden (die sogenannte „Deutschgegend"):

	Deutsch	Welsch
Laurein	490	— (2)
Proveis	384	— (10)
St. Felix	283	3 (8)
Unsere liebe Frau im Walde	294	2 (—)
	1451	5 (20)

Diese und alle folgenden Bewohnerzahlen nach der Zählung von 1910. Über die Bedeutung der Klammerziffern weiter unten.

Im Jahre 1880 hatten die vier Gemeinden eine Gesamtbevölkerung von: Deutsch 1601 und Welsch 121 = 1722 Seelen. Der Rückgang ist auf eine starke Abwanderung nach Deutschtirol, aber auch nach außereuropäischen Ländern, besonders Nordamerika, zurückzuführen.

Ehemals war das Deutschtum im Nonslande viel ausgedehnter und verbreiteter und gab es in Tret, Kloz, Fondo, Cles, Romein (Romeno), Ruffreit (Ruffre) usw. nicht nur eine deutsche Bewohnerschaft, sondern auch deutsche Priester; noch im sechzehnten Jahrhundert mußten die Priester in Kloz, Tret u. a. auch der deutschen Sprache mächtig sein. Die berühmtesten Nonsberger, nämlich Bernhard von Cles und die Trienter Fürstbischöfe aus dem Hause der Madrutsche, obgleich rätoromanischen Blutes, bekannten sich zum Deutschen als ihrer Muttersprache.

2. Die Fleimser Gemeinden:

	Deutsch	Welsch
Altrei	405	22
Truden	606	12
	1011	34

3. Die Fersentaler (Mocheni-) Ortschaften und bzw. Gemeinden:

	Deutsch	Welsch
Falisen	118	— (118)
Eichleit	372	3 (4)
Gereut	335	23 (93)
Außerflorutz	307	2 (23)
Innerflorutz	372	5 (22)
Palai	399	3 (4)
	1903	36 (264)

Falisen (Falesina) und Palai sind selbständige Gemeinden; Eichleit und Gereut und ebenso Außer- und Innerflorutz bilden zusammen je eine politische Gemeinde.

Zu diesen Berggemeinden gehört nach Herkunft und Geschichte der Bevölkerung auch Walzurch (Vignolo), das am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts noch ganz deutsch war, bei der Volkszählung 1880 noch 133 „Deutsche" neben 200 „Italienern" auswies, in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts noch eine, durch eine Stiftung Kaiser Franz Josefs I. unterstützte deutsche Schule hatte, und deren Bewohner noch in der Gegenwart sich — gleich vielen anderen ehemals deutschen Gemeinden Welschtirols — um Wiedererlangung einer deutschen Schule bemühten; 1890 waren die „Deutschen"

in der Gemeinde verschwunden. — Ebenso gehört die noch höher gelegene Gemeinde Falisen (gegenüber von Eichleit) nach Herkunft und Mundart ihrer Bewohner zu den „Mocheni"-Ortschaften. Nirgends in Tirol ist die Unzuverlässigkeit der „amtlichen" Feststellungen nach der Umgangssprache größer als in den deutschen Sprachinseln in Welschtirol. Im Jahre 1880 wurden hier 130 „Deutsche" und kein „Italiener", zehn Jahre später 146 „Italiener" und kein „Deutscher" gezählt; 1900 war die Gemeinde wieder von 128 „Deutschen" (s. Rohmeder a. a. O.), 1910 abermals von 118 „Italienern" bewohnt. Dies sind völkische Unmöglichkeiten. Die Falisener sprechen noch heute alle im Umgang die Fersentaler Mundart, verlangen eine deutsche Schule und sind deshalb hier der Fersentaler Sprachinsel zugezählt.

Die angegebenen Ziffern waren die von den behördlich aufgestellten einheimischen Zählern (Geistlichen, Lehrern, Gemeindevorstehern) festgestellten Ergebnisse; diese Zähler wußten natürlich genau, wie in den einzelnen Familien im häuslichen Verkehr gesprochen wird; ihnen gegenüber konnten unwahre Angaben weder gemacht werden noch waren Veranlassungen hierzu gegeben. Die Führer der Italianissimi, durch diese Zählungsergebnisse (wie auch durch diejenigen im deutschen Etschtale) überrascht, wußten es durchzusetzen, daß durch Beauftragte der italienischen Ämter und unter der Aufsicht von Vertrauensmännern der Forderer

eine nochmalige Zählung stattfand, welche hinsichtlich des Gebrauches der Umgangssprache für die fremde Sprache die in Klammern beigesetzten Ziffern ergab.

4. Deutsche Gemeinden und bzw. Ortschaften auf der Hochebene:

	Deutsch	Welsch
Lusern	913	11 (107)
Kohligen (Carbonare) u. St. Sebastian	1024	— (1024)
	1937	11 (1131)

Die Gemeinde Lusern ist so rein deutscher Herkunft, wie ihre Muttergemeinde Lafraun. Tatsächlich wurde dem einheimischen Zähler gegenüber bloß in zwei Familien Italienisch als Umgangssprache angegeben, deren Familienhäupter bezahlte Agenten der Lega nazionale waren. Dabei wußte man aber, daß in der einen der beiden Familien tatsächlich die „zimbrische" Luserner Mundart die Hausprache ist. Die „Nachzählung" führte zu dem mit den tatsächlichen Verhältnissen in offenem Widerspruch stehenden „amtlichen" Ergebnis. Die aus einer Anzahl von Weilern und Gehöften zu zwei Kirchspielen zusammengefaßten Ortschaften Kohligen und St. Sebastian sind Teildörfer der Großgemeinde Vielgereut (Folgaria). In ihnen ist die Umgangssprache der einheimischen Bevölkerung auch heute noch die „zimbrische" Mundart (von den Italienern verächtlich als „Slambrot" bezeichnet), von welcher Proben in zahlreichen Schriften veröffentlicht sind. Die „amtliche"

Statistik erkennt diese Mundart jedoch nicht als deutsche Sprache an. Bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hatten sie eine deutsche Schule, auch wieder seit dem Herbst 1917. Auch in den anderen Ortschaften der (aus mehr als fünfzig Einzelsiedelungen) bestehenden Gemeinde Vielgereut sprechen viele Leute Deutsch, ebenso in der (aus zweiundzwanzig Weilern, Gehöften, Höfen usw. bestehenden) Gemeinde Lafraun, deren Anzahl jedoch statistisch nicht festgestellt ist.

Die Geschichte der deutschen Besiedelung der ganzen Hochebene seit dem zwölften Jahrhundert ist genau bekannt, und die rein deutsche Herkunft der Bevölkerung derselben, sowie der benachbarten Täler ist widerspruchslos nachgewiesen.

Die deutschen Sprachinseln haben demnach im ganzen eine Bevölkerung von heute noch deutschsprechenden Bewohnern von 6 302
Außerdem wurden 1910 in Welschtirol „amtlich“ als Deutsche gezählt 8 623
Nach Erhebungen an Ort und Stelle, aber „amtlich“ nicht gezählt, leben dort Deutsche etwa 3 000
Summe der Deutschen in Welschtirol: 17 925

Bis zur Besetzung des Landes durch die Italiener besaßen sie an Schulen: ein Staatsgymnasium (Trient), eine Bürgerschule mit elf Klassen (Trient), einundzwanzig Volksschulen mit dreiundvierzig Klassen, fünf Kinderg[illegible]

in acht Abteilungen, dazu dreißig deutsche Freikurse für die Wintermonate. Mit der Besetzung Südtirols durch die Italiener wurden alle diese deutschen Erziehungseinrichtungen zwangsweise geschlossen, aus den deutschen Gemeinden die Geistlichen und die Lehrkräfte unter militärischer Gewaltanwendung weggeführt, falls sie sich nicht dazu verstanden, in der Kirche und in den Lehranstalten die deutsche Sprache mit der italienischen zu vertauschen, den Bewohnern aber wurde der öffentliche Gebrauch der deutschen Sprache (auf der Straße, in Kramläden, Wirtshäusern usw.) bei schwerer Strafe verboten.

Ladinien

Alt-Ladinien

Von

Universitätsprofessor Dr. Ernst Gamillscheg-Purtscher

„Tiroler sind wir, und Tiroler wollen wir bleiben." (Aufruf der ladinischen Gemeinden an die Deutschtiroler Ende Oktober 1918.)

Italienische Begehrlichkeit strebt ganz offen nach dem Besitz der schönsten Edelsteine Tirols, Meran, Bozen und Brixen, und da auch die willkürlichste Auslegung der Worte Wilsons vom Selbstbestimmungsrecht der Völker die Besitzergreifung von Deutschsüdtirol ausschließt, haben italienische Imperialisten ein neues Schlagwort geprägt. Wie Schlagworte zum großen Teil daran schuld sind,

daß heute das deutsche Volk ohnmächtig zu Boden liegt so soll neuerdings ein Schlagwort dazu dienen, den wehrlosen Tirolern ein Stück Land zu rauben, das zum wertvollsten Besitz nicht nur Tirols, sondern des ganzen deutschen Volkes gehört. Nach diesem Schlagwort der gelehrigen Schüler Macchiavells sind die Deutschen in Südtirol Einwanderer, die auf Kosten der alteinheimischen italienischen Bevölkerung sich niedergelassen haben. Italien vollzieht nur eine „Desannexion", es macht nur altes Unrecht gut, wenn es Deutschsüdtirol bis zum Brenner der Segnungen italienischer Herrschaft und Kultur teilhaftig werden läßt.

Wie unhaltbar dieser Standpunkt ist, braucht nicht erst erwähnt zu werden. Nach dem gleichen Grundsatze müßte der größte Teil von Nordfrankreich den Bretonen, ein großer Teil von Südfrankreich den Basken anheimfallen; die Rothäute hätten Anspruch auf den Besitz der Vereinigten Staaten von Nordamerika usf. Immerhin verlohnt es sich, wenn auch nur vorübergehend, sich den Geisteszustand dieser italienischen Imperialisten zu eigen zu machen und zu sehen, ob der vergiftete Pfeil, der den Deutschen zugedacht ist, sich nicht im letzten Grunde gegen die kühnen Bogenschützen selber wendet.

Daß die Deutschen in Südtirol bei ihrer Einwanderung im frühen Mittelalter eine romanische Bevölkerung vorfanden, steht außer Zweifel. Aber romanisch ist noch lange nicht italienisch. Das zeigt uns die Sprache der

Reste dieser Bevölkerung, der Ladiner, die im Oktober 1918 mit einem kraftvollen Aufruf für ihre Selbständigkeit als Volk und ihre Zugehörigkeit zu Tirol eingetreten sind. Heute wohnen Ladiner im Osten des Eisacktales und im Süden des Pustertales; ladinische Renegaten, die zwar noch die Sprache der romanischen Urbevölkerung sprechen, aber mit dem Herzen sich Italien zugewendet haben, wohnen ferner im Hochnonsberg, wo namentlich die Sprache der Gemeinden Fondo und Brez ausgesprochen ladinischen Charakter trägt. Weiter südlich hat die lombardisch-trientinische Sprachform die alte Mundart größtenteils verdrängt, desgleichen im westlich anschließenden Sulzberg. Aber auch hier zeigen die Nebentäler, so das Rabbi- und Pejotal, noch deutlich die Spuren der alten ladinischen Mundart. Ähnlich wie bei den ostladinischen Tälern, die in deutsches Gebiet münden, haben also auch hier im Süden des Vintschgaus die Seitentäler die alte Sprache bewahrt, während die Haupttäler die fremde Sprachform angenommen haben.

So weit zeigen sich noch *heute* die Spuren ladinischer Sprache. Die alten Formen der Ortsnamen Südtirols, ferner Fremdwörter, die im Laufe der Jahrhunderte von den deutschen Sprachinseln aus der Sprache der romanischen Umgebung aufgenommen wurden, zeigen uns aber deutlich, daß ehemals ladinisch bis weit in den Süden hinab gesprochen wurde. So war das ganze Nocetal bis

zu seiner Mündung in das Etschtal noch am Ausgang des Mittelalters rein ladinisch. Dasselbe gilt für das ganze heute italienische Südtirol östlich der Etsch, soweit es nicht deutsch war; und nicht nur hier, sondern auch weiter südlich bis zum Abfall der Alpen gegen die oberitalienische Tiefebene war die Bevölkerung ladinisch, bevor das Venezianische und das Lombardisch-Vicentinische sich gegenseitig das altromanische Sprachgebiet streitig machten. Erst im späteren Mittelalter brachte eingewanderte norditalienische Bevölkerung zunächst im Tale der Etsch, über Ala, Rovereto, Trient, norditalienische Sprachgewohnheiten in den Norden, und dank ihrer ausgebildeten Schriftsprache, ihrer reichen Literatur, nicht zuletzt auch dank einer zielbewußt vorgehenden Propaganda ist es ihr im Laufe der Jahrhunderte gelungen, nicht nur die zahlreichen deutschen Sprachinseln des Gebietes südlich von Salurn aufzusaugen, sondern sich auch den ladinischen Teil der Bevölkerung anzugliedern.

Italienisch und Ladinisch stehen aber zueinander nicht im Verhältnis zweier Mundarten, sondern sind in ihrem Sprachbau ebenso verschieden wie Spanisch und Französisch, Russisch und Bulgarisch usf. Gemeinsam ist beiden Sprachen die Herkunft vom Volkslatein, aber seit dem Zusammenbruch des römischen Weltreiches sind die beiden Sprachen getrennte Wege gegangen. Das Italienische stellt gemeinsam mit dem Ostromanischen die Fortsetzung der reinen lateinischen Volksmundart dar, während das

Ladiniſche in Tirol, gemeinſam mit den nächſtverwandten Mundarten der Schweiz im Münſtertal, im Engadin und weiter weſtlich in Graubünden unter den Einfluß der mehr literariſchen Sprachform gelangte, die ſich hauptſächlich in Südfrankreich ausbildete. Zwar war auch das Altladiniſche mundartlich geſchieden, wie ja heute auch in Deutſchtirol faſt jedes Tal ſeine eigenen mundartlichen Züge aufweiſt, aber die Grundlage aller dieſer ladiniſchen Mundarten iſt die gleiche.

Ein ſolcher ganz Alt-Ladinien gemeinſamer Zug iſt die Dehnung gewiſſer Selbſtlaute vor einem einzelnen Mitlaut. So erſcheint z. B. das Suffix etum, das zur Bildung von Ortsnamen nach Baumnamen verwendet wird, auf dem ganzen Gebiet vom Brenner bis hinab in die italieniſche Tiefebene in alter Zeit als -eit, heute im Deutſchen als ait (vgl. grödneriſch lartschonēi „Lärchenwäldchen", davon deutſch „Lardſchneider", Piſcheid im Jahre 1394 im oberen Vintſchgau iſt picetum „Tannenwald"; Wadleit bei Kaltern iſt betulletum, „Birkenwald"; Brugneid bei Saturn iſt prunetu, „Pflaumengarten"; Pineit bei Kaſtelruth -pinetum, „Föhrenwald" uſw.). Daß dieſer echt ladiniſche Zug bis tief hinab in heute italieniſches Gebiet verbreitet war, zeigen uns die Ortsnamen Folgrait, Rovrait im Luſerner Deutſchen, Penait in den Dreizehn Gemeinden; dann Plaif (aus lat. plebe „Pfarrgemeinde") in der deutſchen Mundart von Luſern für italieniſch Pieve.

Auch das Nonsbergische, die romanische Mundart westlich von der Etsch, hat ehemals diese Dehnung langer Selbstlaute gekannt, doch später unter lombardisch-trientinischem Einfluß wieder aufgegeben. Diese Rückbildung verrät sich uns heute durch Fälle, in denen ein nicht durch ursprüngliche Dehnung entstandener Doppellaut ebenso vereinfacht wurde wie der ursprünglich einfache Selbstlaut. So haben die hochnonsbergischen Gemeinden oberhalb von Brez an Stelle von ital. noce wohl eine Form nous besessen, die zu nös rückgebildet wurde, aber gleichzeitig wurde auch doutsch aus lat. dulce, ital. dolce, dessen ou nicht durch Dehnung aus o, sondern aus ol entstanden war, zu dötsch.

Der ostladinische Wandel von ana, ama zu ena, ema, der auch heute im ladinischen Ober-Fassa nachzuweisen ist, reichte ehemals das ganze Fassa- und Fleimstal hinab bis ins Suganertal, denn ein altladinisches, heute längst verdrängtes trema „gedrehte Fadenenden beim Weben" aus lat. trama ist in das Luserner Deutsche gedrungen und hat hier noch den Wandel zu triam mitgemacht. Der Übergang von lt zu ut ist bezeichnend für das ganze ladinische Gebiet südwärts bis Caldonazzo, das im Jahre 1201 als Cautonacio belegt ist und erst später unter venezianischem Einfluß wieder rückgebildet wurde. Im Nonsbergischen ist die alte ladinische Vertretung dieser Lautverbindung noch im obersten Teil, von Brez aufwärts, aber auch noch im unteren Nonsberg, in Vigo und

Umgebung zu finden. Für das breite südtirolische sch für s im Anlaut, z. B. in si, hat das Ladinische reines scharfes s bewahrt. Dieses ist heute zwar im ganzen Nonsberg verdrängt, aber Schreibungen noch des sechzehnten Jahrhunderts lassen die ladinische Aussprache des s auch hier als ursprünglich erscheinen. Im Osten beginnt heute das reine s in Tesero im Fleimstal, aber die ältesten ladinischen Lehnwörter im Deutschen der Sieben Gemeinden lassen keinen Zweifel über die ehemalige Verbreitung dieses echt ladinischen Merkmals. Solche Zeugnisse für das ehemalige Bestehen ladinischer Sprache bis über die Grenzen des alten Tirols hinaus ließen sich noch in großer Zahl anführen. Aber schon aus dem Angeführten geht zur Genüge hervor: wenn es in Tirol landfremde Leute geben soll, dann sind dies in erster Linie die Italiener. In ganz Südtirol war ehemals wohl eine romanische Bevölkerung, diese Bevölkerung war aber ladinisch und keineswegs italienisch.

Lange bevor das Italienische seinen Eroberungszug gegen den Norden zu unternahm, lebten aber Deutsche und Ladiner friedlich nebeneinander. Auch darüber geben uns die Orts- und Flurnamen in Südtirol wertvolle Auskunft. Der Deutsche zieht die Siedelung in Einzelhöfen vor, der Romane vereinigt sich lieber in Dörfern. Daher sind in zahlreichen Tälern die Hofnamen überwiegend deutsch, die Dorf- und Flurnamen ladinisch. Auch das spricht für die friedliche Art des Nebeneinanderwohnens der beiden

Völker, daß die Deutschen Südtirols die romanischen Flurnamen in der fremden Form übernahmen und nur den Neugründungen deutsche Namen gaben. Die romanischen Namen machten auf diese Weise in der Sprache der Deutschen die gleichen Wandlungen mit, die sich in der eigenen Mundart vollzogen, und sind so selbst wertvolle Zeugen dafür, daß seit mittelhochdeutscher Zeit Ladiner und Deutsche in Südtirol in engster Gemeinschaft lebten. Ein Name wie Rateis im Schnalsertal, urkundlich als Ruhtis bezeugt, der zu engadinisch ruttitsch „Erdbruch" gehört, hat den im zwölften Jahrhundert sich vollziehenden deutschen Wandel von i zu ei bereits mitgemacht; Kurzras in derselben Gegend, ein ladinisches cort selousa „Steinhof", macht den spätmittelhochdeutschen Wandel von ou zu a mit; Bösweg im Schnalsertal, gesprochen Peas-weg, ist ein „Tannenweg" und gehört zu engadinisch petsch „Tanne". Der Wandel von e zu ea ist im dreizehnten Jahrhundert bereits vollzogen, das Wort ist also schon früher ins Deutsche übernommen worden.

Namentlich im Osten der unteren Etsch reichten zusammenhängende deutsche Siedelungen vom Vintschgau und Brenner bis hinab in das Gebiet der Sieben und Dreizehn Gemeinden. Erst im vierzehnten Jahrhundert scheint der Zusammenhang dieser Gebiete unterbrochen worden zu sein, an Stelle des Nebeneinanders der beiden Volksstämme trat, ähnlich wie dies zwischen Winden und Deutschen in Kärnten der Fall war, räumliche Trennung in

verschiedenen Siedelungsgebieten. Auch dieses gegenseitige Ineinanderaufgehen der deutschen und ladinischen Bevölkerung läßt sich an Hand der Ortsnamen im altladinischen Gebiet verfolgen. Die Bevölkerung wurde zunächst doppelsprachig, Deutsche wie Ladiner. Dabei geschah es, daß Lautwandlungen, die sich in der deutschen Sprache abspielten, in das Altladinische übertragen wurden. So machte z. B. das Altladinische des Schnalsertales den mittelhochdeutschen Wandel von i zu ei mit, und umgekehrt scheint das merkwürdige Eintreten von tsch für sch in einer langen Reihe von Wörtern im Etschländer Deutschen auf einer Sprachgewohnheit zu beruhen, welche die Deutschen beim Ladinischsprechen annahmen. Dieser auf den ersten Blick befremdende Vorgang steht nicht vereinzelt da, auch das Windische in Kärnten hat deutschen Lautwandel übernommen, ebenso das Deutsche der Sprachinsel Lusern gewisse Verschiebungen seiner romanischen Umgebung in die eigene Mundart übertragen.

Die bequeme Art der deutschen Wortzusammensetzung: Fenster-glas, die auch von den Schweizer Ladinern übernommen wurde, ist ebenfalls in das Altladinische Tirols gedrungen. Doch ist die romanische Stellung: 1. Grundwort, 2. Bestimmungswort im Gegensatz zur deutschen Wortfolge auch bei dieser unromanischen Wortzusammensetzung beibehalten. Wie das Obwaldische „Fensterglas" mit glas-fanestra, das Engadinische „Wald-frevel" durch

fallas (Frevel)-tais (Wald) wiedergibt, so finden wir Pragrat „Gatterwiese" im Schnalsertal, Prapine, eine Alpenwiese im Aferstal, für ladinisches pra pineit „Föhrenwiese", wörtlich „Wiese-Föhrenwald", oder Plompenid, ein Wiesenfleck in einem Föhrenwald im gleichen Tal, für ladinisch plan pineit „Föhrenwald-Ebene". Diese Art der Wortzusammensetzung legt für eine weitgehende gegenseitige Beeinflussung der beiden in Berührung tretenden Sprachformen Zeugnis ab. Wo die romanische Besiedelung eine unbedeutende war, die infolgedessen bald von der deutschen Bevölkerung aufgesaugt wurde, ist es auch zu keiner solchen Durchdringung der altladinischen Sprache mit ursprünglich deutschen Bestandteilen gekommen. So ist z. B. Brettfall im Zillertal ein ladinisches pré de val „Talwiese", das ohne Änderung mit der im Romanischen üblichen Verknüpfung der beiden Hauptwörter durch de übernommen wurde.

In wie enger Verbindung die ladinische und die deutsche Bevölkerung miteinander lebten, zeigen ferner die folgenden Tatsachen. Im Pfossental, einem Nebental des Schnalsertales, wird im fünfzehnten Jahrhundert von den Erben des Albrecht Plaztiller der Tailplatt genannte Hof verkauft. P'aztiller ist der Besitzer des Plaztill-Hofes. Dieser Name ist ein altladinisches platta stilja „schmale Steinplatte", die Bestandteile des Wortes leben heute noch im Engadinischen. Wie der Ladiner bei der deutschen Wortzusammensetzung: „Föhrenwiese", die Reihenfolge

der Hauptwörter umkehrte: pra pineit, so machte der Deutschladiner umgekehrt aus dem echt ladinischen platta stilja mit der schon im Mittelhochdeutschen zur Regel werdenden Voranstellung des Eigenschaftswortes stilja platta, das dann in Verbindung mit dem sächlichen Artikel etwa in „daz stilplatt guet" zu daz tilplatt, später zu teilplatt wird. Der Hof wird also von den deutschen Nachbarn verdeutscht, der ladinische Besitzer bewahrt aber die alte ladinische Form des Namens. Oder im Jahre 1356 erscheint bei einer Gerichtssitzung Ulrich Mitterhofer aus Schnals mit seinem Bruder Konrad, genannt Mastauner. Letzterer ist ein verdeutschtes altladinisches mezdadaun, eine Ableitung von altunterengadinisch mezdad, das „Mitte" bedeutet, „Mitterhofer" ist also nur die Übersetzung der entsprechenden ladinischen Form. In der gleichen Familie gilt also der eine Bruder als Ladiner, der zweite als Deutscher.

Es blicken also die Deutschen in Südtirol auf eine mehr als tausend Jahre umfassende Vergangenheit zurück, auf eine Zeit gründlichster Kulturarbeit, nicht im Gegensatz, sondern in Übereinstimmung mit der unter ihnen lebenden ladinischen Bevölkerung. Sieht man von der Gegend um Taufers ab, wo noch vor hundertfünfzig Jahren Ladiner lebten, so hat sich wohl schon seit dreihundert Jahren die Scheidung zwischen deutscher und ladinischer Bevölkerung reinlich vollzogen, wie sie uns noch heute entgegentritt. Fremde im Lande sind weder Deutsche

noch Ladiner, beide zusammen fühlen sich als Tiroler. Landfremd ist einzig und allein der Italiener. Wir gehen nun nicht so weit, uns den eingangs erwähnten Grundsatz der italienischen Imperialisten zu eigen zu machen, sonst müßten wir sie einladen, ihrem Grundsatz entsprechend nicht nur ganz Südtirol, sondern auch das ganze übrige Gebiet zu räumen, das unsere heldenhaften Truppen so lange gehalten haben, bis magyarischer und slawischer Verrat dem Feinde den Weg in ihren Rücken bahnte. Aber das eine rufen wir ihnen allen zu, die in ihrer Begehrlichkeit nach unserem Gute greifen möchten: Hand weg vom deutschen und ladinischen Südtirol, vom Brenner bis zur Salurner Klause.

Geographisches

Von Professor Dr. Arch. Lardschneider

Inmitten jener unvergleichlich schönen Hochgebirgslandschaft, die unter dem Namen „Dolomiten" zur internationalen Berühmtheit geworden, liegt still und verträumt die Heimat der Ladiner. Wer kennt nicht das herrliche Cortina d'Ampezzo und St. Ulrich in Gröden, diese glänzenden Perlen im smaragdgrünen Kleide der Bergriesen?

Der Fremde, der vor dem großen Kriege die Dolomitentäler besuchte, erinnert sich gewiß oft und gern der gastfreundlichen Aufnahme, die er bei der sympathischen Bevölkerung gefunden. Das Interesse für das merkwürdige Völklein der Ladiner war von jeher rege, und gerade jetzt, in dem Zeitpunkt, wo über dessen Zukunft entschieden werden soll, erscheint es angezeigt, die breite Öffentlichkeit des näheren über die Stellung der Ladiner aufzuklären.

Das einheitliche Siedelungsgebiet der Ladiner hat im imposanten Massiv der Sellagruppe einen natürlichen Vereinigungspunkt. Hier haben die Täler von Enneberg, Gröden, Fassa und Buchenstein, an die sich im Osten durch die Tofana der Kessel von Ampezzo anschließt, ihren gemeinsamen Ursprung und erhalten dadurch den Charakter einer geographischen Einheit. Das Areal mit der Bevölkerungsziffer ergibt nach der Volkszählung von 1910 folgendes Bild:

Enneberg .	40 178 ha	mit	5 478	Einw.,	davon	5 251	Ladiner,
Gröden(rd.)	12 900 „	„	4 579	„	„	4 178	„
Fassa	23 534 „	„	4 166	„	„	4 152	„
Ampezzo .	25 457 „	„	3 691	„	„	3 163	„
Buchenstein	11 519 „	„	2 983	„	„	2 827	„
Summe:	113 588 ha	mit	20 897	Einw.,	davon	19 571	Ladiner.

[Die nichtladinische Minderheit erklärt sich aus der verhältnismäßig großen Anzahl von Deutschen (947), namentlich in Gröden (366) und Ampezzo (356), die sich hier

entweder als Industriearbeiter und Geschäftsleute oder als Beamte niedergelassen haben, zum kleineren Teil sind es Reichsfremde (279).]

Die geringe Bevölkerungsdichte (die Siedelungen finden sich vielfach oberhalb der durchschnittlichen Getreidezone) bekundet den ausgesprochenen Hochgebirgscharakter der ladinischen Täler. Als geschlossene Masse schieben sie sich keilförmig zwischen die großen benachbarten Nationen der Deutschen und Italiener ein und bilden zwischen beiden einen breiten, trennenden Wall.

Die Umrahmung der Sprachinsel, die im Norden und Westen vom deutschen, im Süden und Osten vom italienischen Sprachgebiet umschlossen ist, folgt durchweg den von der Natur vorgezeichneten Wegen, die durch Gebirgskämme und Talengen gegeben sind. Aus der Grenzbetrachtung Wiesers ergibt sich, daß sich der gegenwärtige nationale Besitzstand der Ladiner auf das Quellgebiet des Avisio, des Cordevole und der Boite beschränkt, während er sich in den Tälern von Gröden und Enneberg bis zu dem schluchtartigen Unterlauf ihrer Gewässer behaupten konnte. Eine Verschiebung der Sprachgrenze zuungunsten der Ladiner hat in den letzten Jahrzehnten, in denen die italienische Propaganda in einzelnen Tälern mit aller Kraft tätig war, nicht stattgefunden. Gerade diese bedeutungsvolle Tatsache ist von Interesse und spricht für die streng nationale Gesinnung der Dolomitenbewohner und

für die Lebensfähigkeit und Existenzberechtigung ihres kräftigen und unversehrt gebliebenen Volkstums. Dieses erfolgreiche Festhalten an seiner völkischen Eigenart inmitten anderer Nationen kennzeichnet den Ladiner als zähen Gebirgsbewohner und erklärt sich eben aus der fast hermetischen Abgeschlossenheit seiner Heimat von der Außenwelt.

In natürlichem Zusammenhang mit der geographischen Lage steht die Gestaltung der Verkehrsverhältnisse, wobei die Näherrückung an den deutschen Teil von Tirol und die leichte Passierbarkeit der dahin führenden Wege entscheidend einwirkte. Aus Gröden und Enneberg führen die Verkehrswege direkt in das Eisack- bzw. Pustertal; den Anschluß der anderen ladinischen Talschaften an diese zwei großen Verkehrsadern von Tirol stellen wieder mittelbar, d. h. über Gröden oder Enneberg, gute Kommunikationen her. So ist Buchenstein gegen Norden durch die Straße über den leicht gangbaren, tief eingeschnittenen Sattel von Campolongo mit dem Quellgebiet der Gader verbunden, während es gegen den italienischen Süden durch eine enge und tiefe Talschlucht abgeschlossen ist. Das Fassatal wieder hat in der Straße über den Karerpaß und in dem Übergang über das Sellajoch eine viel kürzere Verbindung mit der alten Handelsstadt Bozen und der Hauptverkehrsader des Eisacktales als in dem weiten Talweg entlang dem mittleren und unteren Avisio nach Lavis und Trient.

Nur in Ampezzo, das mit dem Süden eine gleich gute Verbindung hat wie mit dem deutschen Norden, ist der Verkehr mit Italien ein etwas regerer. Doch hat es trotz seiner hydrographischen Aufgeschlossenheit nach Süden in neuerer Zeit einen starken Rückhalt an seinem Hinterlande erhalten.

Der Ausbau des großen Straßennetzes und der Bahnen in den Dolomiten (Automobilstraße Auer—Toblach, Bahnen Auer—Predazzo und Klausen—Gröden) hat die Dolomitentäler, die unter sich wieder durch gute, zum Teil ganz moderne Straßen verknüpft sind, den kommerziellen Hauptlinien Deutschtirols bedeutend nähergebracht. Zu dieser Entwicklung hat naturgemäß der Mangel an nahe gelegenen italienischen Handelszentren von größerer Bedeutung geführt: Trient liegt von Fassa zu weit abseits, und der einzige, Buchenstein und Ampezzo näher gelegene wichtigere Handelsplatz auf italienischem Boden, Belluno, befindet sich an einer Sackstraße und konnte sich darum mit den an den Hauptdurchzugslinien Tirols gelegenen Städten Bozen und Bruneck an Bedeutung für den Handel Ladiniens niemals messen. Nicht politische Momente sind also für die Richtung der ladinischen Handelsbeziehungen ursprünglich bestimmend gewesen, erst aus der geographischen Lage hat sich eine engere Verbindung mit dem deutschen Anteil entwickelt und damit nach und nach selbstverständlich auch eine Annäherung in anderen Fragen.

Gemäß dieser verkehrsgeographischen Orientierung der Ladiner hat sich in ihrem Handel und Wandel durchaus deutscher Einschlag eingebürgert. Der Fremde, der nach Ladinien einreist, wird lange nicht gewahr, daß er das deutsche Gebiet verlassen hat: er findet die deutsche Amtssprache in den Postämtern, deutsche Wegweiser, deutsche Anschriften an den Gasthöfen und an den Geschäftshäusern, deutsche Buchführung und deutschsprechende Bedienung in denselben. Jedes ladinische Tal hat auch eine eigene Sektion des D. u. Ö. A. V.; dieser hat einen großartigen internationalen Fremdenverkehr in die Täler gebracht, wobei der Zuzug von deutschen Touristen weit überwiegt.

Entsprechend der Richtung des Verkehrs gravitieren die Dolomiten auch wirtschaftlich nach Deutschtirol. Die fehlenden Lebensmittel und sonstigen Bedarfsartikel, wie landwirtschaftliche Maschinen, Hausrat, Stoffe usw., stammen fast durchweg von deutschen Firmen in Bozen, Bruneck und Innsbruck, während das überschüssige Schlachtvieh an die benachbarten Märkte in Deutschtirol abgegeben wird, von wo aus auch der Bedarf an Zuchtvieh ergänzt wird. In Gröden und Enneberg ist die Pustertaler Viehrasse heimisch geworden, Ampezzo, Buchenstein und Fassa halten eine besondere bleigraue Rasse als eigenen Schlag. Ja selbst die ansehnlichen Mengen von Ausfuhrholz gelangen erst auf dem Wege über die großen deutschen Holzfirmen, namentlich in Bruneck und Brixen,

nach dem Süden. Direkter Handelsverkehr mit Italien findet nur hart an den Grenzen in einem sehr bescheidenen Ausmaße statt. Die Zusammengehörigkeit Ladiniens mit Deutschtirol ist verkehrsgeographisch so bedingt, andererseits seit alters so traditionell, daß sie ein einheitliches Wirtschaftsgebiet miteinander bilden.

Geschichtliches

Von Professor Dr. Arch. Lardschneider

Die Anfänge des geschichtlichen Werdeganges der Ladiner lassen sich auf Grund der modernen Geschichts- und Sprachforschung bis ins graue Altertum zurückverfolgen. Die Ladiner sind der Überrest der alten Räter, jener mächtigen Urbevölkerung der Alpenländer, deren Verbreitungsgebiet ursprünglich von den Quellen des Rheins, vom St. Gotthard bis zu den Quellen des Isonzo reichte, das aber im Laufe der Zeit auf die drei bekannten Sprachinseln der Graubündner in der Schweiz, der Dolomitenladiner in Osttirol und der Furlaner zwischen Tagliamento und Isonzo zusammenschrumpfte. Ladinien ist uralter rätischer Boden, seine Bevölkerung die älteste Tirols; in

ihr haben sich alträtische Merkmale sowohl in der Sprache als auch im Körperbau — Vorherrschen des rätischen Breitschädels — bis auf den heutigen Tag erhalten.

Einen entscheidenden Wendepunkt in der Entwicklung des rätischen Volkes bedeutet seine Unterwerfung unter Rom durch Drusus und Tiberius im Jahre 15 v. Chr. In den Seitentälern erhielt sich die einheimische Bevölkerung lange unversehrt, bis mit der Zeit auch ihre Romanisierung erfolgte.

Die Stürme der Völkerwanderung brachten den Gebirgsbewohnern nach dem Untergang des weströmischen Reiches einen raschen Wechsel der Gebieter. Auf die kurze Herrschaft Odoakers folgte die der Ostgoten und der Oströmer; in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts ergriffen bereits die Bajuwaren und die Langobarden von Tirol Besitz. Bei der Teilung des strittigen Gebietes fielen von den Dolomitentälern Fassa und Ampezzo letzteren zu, Enneberg, Buchenstein und Gröden hingegen den Bajuwaren. Doch traten wahrscheinlich zwischen 764 und 769 die Langobarden Fassa gleichzeitig mit Bozen an das Herzogtum Bayern ab. In der Folge bildeten Fassa, Buchenstein und Gröden einen Bestandteil des bayrischen Norigaus, Enneberg gehörte zur bayrischen Grafschaft Pustertal. So blieb es auch unter der Herrschaft der Franken. Da eine förmliche Besitzergreifung der damals noch schwer zugänglichen Dolomitentäler durch die hier nur langsam vordringenden germanischen Eroberer zunächst

wohl nicht stattgefunden hat, so war deren Verbindung mit den deutschen Gauen nur lose, ja es scheinen sich vielmehr in den Bergen mehrfach selbständige Gemeinden gebildet zu haben, die sich selbst überlassen und darum von fremden Einwirkungen ziemlich frei blieben. Erwähnung verdient die Tatsache, daß die Christianisierung der Ladiner nicht von Trient, sondern nachweisbar von Säben aus erfolgte; die Diözesangrenze zwischen Trient und Brixen lag schon in frühester Zeit bei Moena im Avisiotal, so daß Fassa dem Bistum Brixen, das Fleimstal dagegen Trient unterstellt war. Erst 1818 wurde Fassa zugleich mit Gröden dem Sprengel von Trient zugewiesen.

Waren nach dem Gesagten die ladinischen Täler anfänglich nur in loser territorialer Abhängigkeit von ihrem Herrschaftsgebiet, so änderte sich dieses Verhältnis bedeutend, als sie in den unmittelbaren Besitz einzelner benachbarter Herren gelangten. Dadurch vollzog sich aber auch von selbst ein engerer Anschluß der bis dahin abgesonderten Talschaften an ihre Gebieter und damit in Zusammenhang eine Durchdringung derselben mit der überlegenen deutschen Kultur. Bereits im Jahre 1018 kam die Gemeinde Enneberg mit Wengen, Abtei und Corvara unter die Gerichts- und Grundherrlichkeit des adeligen Frauenstiftes zu Sonnenburg, unter welcher sie bis zur Auflösung des Klosters im Jahre 1785 und der gleichzeitigen Übernahme durch den Landesfürsten verblieben.

Im Jahre 1027 gelangten zufolge der Verleihung der Grafschaft im Norital durch Kaiser Konrad II. an den Bischof Hartmann von Brixen Gröden, Fassa und Buchenstein unter die unmittelbare Gewalt des Hochstiftes Brixen, dessen Besitz durch eine Schenkung Kaiser Heinrichs IV. im Jahre 1091 um das ehemalige Gericht Thurn an der Gader, das die Ortschaften Welschellen, St. Martin, Untermoi und Kampill umfaßte, erweitert wurde. Durch die Säkularisierung des Bistums Brixen, 1803, gingen dessen Eigentumsrechte endgültig an die Grafschaft Tirol über. Verhältnismäßig spät wurde die Angliederung Ampezzos an das deutsche Nachbargebiet durchgeführt: es war bis 1518 verschiedenen italienischen Besitzern untertan, erst in diesem Jahre wurde es von Kaiser Maximilian I. im venetianischen Kriege erworben und mit der Grafschaft Tirol dauernd verbunden.

Somit waren zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts alle ladinischen Täler in der Hand des tirolischen Landesfürsten vereinigt. Eine vorübergehende Unterbrechung der habsburgischen Regierung in Tirol brachte die Napoleonische Zeit. Während der bayrischen Herrschaft bildeten Enneberg, Buchenstein und Ampezzo einen Teil des Landgerichtes Bruneck; Gröden und Fassa wurden dem Landgericht Klausen unterstellt, letzteres aber später, 1807, dem Landgericht Cavalese zugeteilt, das übrigens zum deutschen Kreise Bozen gehörte. Bei der

Zerstückelung Tirols im Jahre 1810 wurde in Enneberg ein eigenes Landgericht gebildet, Gröden kam zum Landgericht Kastelruth; beide Täler blieben bayrisch, während Fassa, Buchenstein und Ampezzo dem Königreich Italien zugesprochen wurden, und zwar ersteres der Präfektur Bozen, letztere zwei dem Departement de la Piave. Bemerkt sei hier nebenbei, daß die aus dem Jahre 1810 stammende Abgrenzung des Königreiches Italien gegen den bayrischen Anteil in Tirol mit der von Italien 1915 verlangten Gebietsabtretung zusammenfällt. Wir lehnen eine solche „historische" Grundlage der italienischen Ansprüche auf das entschiedenste ab und verweisen auf die feierliche Verwahrung unserer Vorfahren gegen die Zumutung Napoleons, sie dem Königreich Italien anzugliedern, indem sie darauf hinwiesen, daß sie keine Italiener seien. Namentlich die Enneberger erhoben durch ihren Landrichter Einsprache dagegen, daß etwa ihre Sprache, „die den Italienern ebenso unverständlich ist wie den Deutschen", benützt werden sollte, ihre Losreißung vom Pustertal zu begründen. Die von der Napoleonischen Verfügung betroffenen Ladiner haben die kurze italienische Fremdherrschaft schwer empfunden und sich der gegebenen Zwangslage nur mit Widerwillen gefügt. Der Sturz Napoleons brachte auch ihnen die ersehnte Befreiung, und sie begrüßten mit Jubel ihre Wiedervereinigung mit Tirol. Bei der Organisation der tirolischen Behörden wurden die ladinischen Gebiete entsprechend ihrer früheren politischen

Zugehörigkeit wieder Deutschtirol zugeteilt, und zwar: Enneberg, Buchenstein und Ampezzo zum Kreisamt Bruneck, Gröden und Fassa zu Bozen.

So zeigt sich denn seit Jahrhunderten die innigste Verknüpfung der Dolomitentäler mit Deutschtirol, dessen Schicksale sie seit jeher geteilt haben. Ihre historische Entwicklung ist neben den Einwirkungen aus der Römerzeit durchaus in der uralten Zugehörigkeit zu den Deutschen begründet. Mit Ausnahme von Ampezzo ist Ladinien niemals kontinuierlich unter einer italienischen Herrschaft gestanden. Eine Identifizierung der Ladiner mit den südlichen Nachbarn aber, wie sie auch von einsichtsvollen und gemäßigten Politikern Italiens vorgenommen wird, ist schon zufolge ihrer Abstammung von dem vorrömischen Urvolke ausgeschlossen, die den Ladinern eine selbständige ethnographische Stellung zuweist. Daran änderte auch die Romanisierung der Räter, die ja nicht ihre Entnationalisierung zur Folge hatte, nichts. Die Ureinwohner behielten trotz der Annahme der lateinischen Sprache im ganzen ihre Eigenart bei, die dank der strengen Abgeschlossenheit durch das Hochgebirge lange von fremden Einflüssen frei blieb. Mit der Zeit ergaben sich wohl Berührungspunkte mit den nördlichen Nachbarn, mit den südlichen jedoch, infolge des Mangels jeden innigeren Kontaktes, keineswegs in solchem Maße, daß eine Italienisierung der Ladiner hätte stattfinden können. Gegen den italienischen Einschlag im Wesen der Ladiner sprechen,

abgesehen von der nationalen Verschiedenheit, kulturgeschichtliche Gesichtspunkte. Der hervorstechendste Zug im Charakter eines ganzen Volkes ist neben seiner Sprache die Siedelungsweise. Der typisch bajuwarische Eindruck derselben in Form von Einzelhöfen oder Weilern ist in ganz Ladinien unverkennbar. Ebenso beruhen die Rechtsverhältnisse auf deutschem Ursprung. Die aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammenden Weistümer gewähren uns einen interessanten Einblick in das Rechtsverhältnis zwischen den ladinischen Untertanen und ihren deutschen Gebietern. Diese ließen ihre Besitzungen in Ladinien von Pflegern und Richtern, die meistens dem ansässigen Stiftsadel entnommen waren, verwalten. Dabei erfreuten sich die stiftischen Untertanen mancher Vorrechte. Fassa, das älteste Gericht des Bistums Brixen, genoß besondere Freiheiten und besaß mit Buchenstein und Thurn an der Gader ein eigenes Gerichtsstatut. In Gröden, wo die Grafen von Tirol schon seit dem dreizehnten Jahrhundert die Grafschaftsrechte innehatten, übten landesfürstliche Adelige die Gerichtsbarkeit aus. Die weltliche und die geistliche Jurisdiktion — auch die Seelsorger waren vielfach einheimisch — war in weiser Berücksichtigung der ladinischen Bewohner milde und den besonderen Verhältnissen angepaßt. So entstand im Laufe der Jahrhunderte eine innige Gemeinschaft zwischen dem ladinischen und dem deutschen Volke. Daraus erklärt sich denn auch der stark hervortretende deutsche Einschlag im Wesen der

Ladiner, der sie heute noch gegenüber ihren südlichen Nachbarn deutlich kennzeichnet. Das gilt auch für Ampezzo, dessen vierhundertjährige Zugehörigkeit zur Grafschaft Tirol von solchem Einfluß gewesen, daß der Durchschnittsampezzaner heute ebenso gut deutsch und tirolisch fühlt wie seine übrigen ladinischen Stammesgenossen.

Sprache und Literatur

Von Professor Dr. Arch. Lardschneider

Der beste Kenner der ladinischen Sprachen, Hofrat Univ.-Prof. Dr. Theod. Gartner, sagt in seinem Handbuch: „Es lassen sich nicht wenige Merkmale finden, die uns Grenzlinien und Grenzzonen zwischen Rätoromanisch und Italienisch festlegen ... Und diese Scheidung ist um so auffälliger und merkwürdiger, als das rätoromanische Gebiet weder durch die Natur noch durch die Geschichte des Mittelalters oder der Neuzeit zu einer Einheit zusammengehalten wurde." Ähnlich spricht sich in seinen „Saggi ladini" G. J. Ascoli aus, der italienische Kronzeuge für die Selbständigkeit der ladinischen Sprachen, dessen Autorität auch von den Italienern anerkannt werden muß.

Schon Th. Haller (1832) hat es als markantesten Zug der ladinischen Idiome bezeichnet, daß „sie eine Menge

einsilbiger und im Vergleich mit den anderen lateinischen Tochtersprachen sehr abgekürzter Wörter zählen ... Dieses mag für das hohe Alter dieser Mundarten Beweis sein." Durch die starke Hervorhebung und Dehnung der betonten Vokale und den weitgehenden Verfall der tonlosen entfernen sich die ladinischen Mundarten offenkundig vom Italienischen und reihen sich den galloromanischen Sprachen an; dieselbe Erscheinung läßt sich über Frankreich hinaus bis ins Katalonische hinunter verfolgen. Im Konsonantismus fällt die Häufigkeit der Zischlaute auf, von denen in manchen Mundarten sogar zehn verschiedene noch heute erhalten sind. Weiter sind bezeichnend: die starke Veränderung der zwischensilbigen Konsonanten, die Erhaltung der L-Verbindungen und des auslautenden -s als flexivisches Element. Man vergleiche:

lad. père,	frz. père,	ital. padre;	
cer,	cher,	caro;	
ciar,	char,	carro;	
auter,	autre,	altro;	
ceura,	chèvre,	capra;	
plen,	plein,	pieno;	
pleina,	pleine,	piena;	
neus,	nous,	noi;	
i piesh,	les pieds,	i piedi,	altfrz. piez;
Shan Piere,	Jean Pierre,	Giampietro;	

(sh ist wie frz. j zu sprechen.)

lad. plueia,	frz. pluie,	ital. pioggia;	
fueies,	feuilles,	foglie;	
savei,	savoir,	sapere,	altfrz. saveir.

Auch der Wortschatz weist eine Reihe von nur ladinischen

Wörtern auf, unter denen in der Schweiz und in Tirol die gemeinsam aus dem Deutschen entlehnten besonders zahlreich sind:

churmann, Vetter; nseuz, ungesalzen; tublà, Stadl; ciaschuel, Käse; gien, in der Schweiz gugient, gern; éna, Woche; kueciun, rot; meila, Tisch; kreibes, Krebs; magon, Magen usw.

Der Lautstand weist, wie man sieht, die größte Verwandtschaft mit dem Altfranzösischen auf. Es handelt sich denn auch um nichts anderes, als daß das Französische sich dank seiner reichen Literatur im Laufe der Jahrhunderte weiterentwickelt hat, während das Ladinische mangels einer einheitlichen Schriftsprache auf der alten Stufe stehengeblieben ist.

Wohl haben die Rätoromanen in der Schweiz eigene Schriftsprachen erzielt, da sie schon seit der Reformation eine Literatur in ihrer Sprache besitzen; dagegen reicht das zentralladinische Schrifttum nicht über das neunzehnte Jahrhundert zurück. Die ersten Proben einer schriftlichen Fixierung der Muttersprache stammen in Gröden aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, in den anderen Tälern folgen Werke in der eigenen Sprache erst in den dreißiger Jahren. Von einer zusammenhängenden Literatur läßt sich darum nicht reden, es handelt sich vielmehr um einzelne Werke und um einzelne begeisterte Männer, die ihrer Muttersprache dienen wollten. Für Gröden sind es vor allen J. A. Vian, Fr. Moroder, J. B. Perathoner (Bibelübersetzung); für Fassa Jos. Brunel, für Enneberg, und zugleich der fruchtbarste ladinische

Schriftsteller überhaupt, Joh. Alton, der in seinen „Proverbi" zum ersten Male Erzählungen aus allen ladinischen Tälern nebeneinander veröffentlicht hat. Dieser Versuch, durch Nebeneinanderstellung der verschiedenen Mundarten eine gemeinsame Schriftsprache anzubahnen, wurde dann in den Jahren vor dem Kriege vom Kalender ladin wieder aufgenommen, konnte jedoch infolge des Krieges nicht weitergeführt werden. Nun, in den Tagen der Not, ist das nationale Gefühl und das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit unter den Ladinern stärker denn je geworden, möge den Ladinern ihr heißester Wunsch in Erfüllung gehen, daß sie nämlich wieder alle vereint bei ihrem geliebten Heimatlande Tirol verbleiben können, und es steht zu hoffen, daß diese Versuche von größerem Erfolg sein werden. Nur mit der Erhaltung der eigenen Sprache kann eine Nation ihr Volkstum wahren, das Italienische aber wäre der Untergang der ladinischen Sprache und das Grab des nationalen Bewußtseins, wie man es im Fleimstal und Nonsberg klar gesehen hat.

Die Volkskunst

Von Privatdozent Dr. Heinrich Hammer

Der kärgliche Ertrag des heimischen Bodens trieb die Ladiner frühzeitig dazu, während des winterlichen Stillstandes der Feldarbeit durch den Fleiß und die Kunst

ihrer Hände ihren Verdienst zu mehren; eine unzweifelhaft handwerkliche und künstlerische Begabung kam hier dem unermüdlichen Erwerbssinn dieses Volkes entgegen.

So finden wir denn im ladinischen Dolomitenlande seit mehr als zweihundert Jahren eine Volkskunst, die, von Geschlecht zu Geschlecht sich forterbend, schließlich einen Weltruf gewann. Neben der von den Frauen geübten Spitzenklöppelei war es vor allem die Schnitzkunst, die hier eine besondere Ausdehnung erlangte. Sie hat im Grödental ihren Ausgang genommen und dauernd ihren Mittelpunkt gefunden, sich aber in jüngerer Zeit auch über die Nachbartäler Villnöß, Abtei und Fassa verbreitet. Die Grödnerin, die mit ihren Spitzen hausieren ging, war im ganzen Lande, der Grödner, der auf schwerbeladener „Kraxe" seine Schnitzwaren trug, in so ziemlich allen Ländern Europas eine geläufige Erscheinung.

Die Anfänge der Grödner Schnitzerei liefern ein anschauliches Beispiel, wie das Wirken ursprünglich mehr individueller Künstler sich allmählich zur Volkskunst erweitern kann, und zugleich ein beredtes Zeugnis des Zusammenhanges mit dem deutschen Norden.

Im frühen siebzehnten Jahrhundert gab es hier wie in anderen Tälern eine lokale Schnitzerschule, die das Tal und seine Umgebung mit kirchlichen Bildwerken versah. Die urkundlichen Nachrichten führen bis auf einen Christian Trebinger, der 1643 als Bildhauer genannt ist, und einen Melchior Vinatzer (1622—1689)

zurück; sie gründeten in der Nähe von St. Ulrich Werkstätten und verpflanzten ihre Kunst auf ihre Brüder und Söhne weiter. Einflüsse von Süden und von Norden begegneten sich bei der Grenzlage des Tales in dieser Bildnerei: von Melchior Vinatzer ist bekannt, daß er sich in Brixen schulte, einzelne unter seinen Söhnen, besonders Martin, der hervorragendste der älteren Gröd̈ner Schnitzer, sollen sich in Venedig gebildet haben; einige Arbeiten dieses letzteren aus dem frühen achtzehnten Jahrhundert lassen in der Tat italienische Vorbilder nicht verkennen, während andere Gröd̈ner Arbeiten aus derselben Zeit wieder ganz deutschen Charakter haben.

Schon um 1700 nun beschränkte sich die Tätigkeit nicht mehr auf bestellte Arbeiten der kirchlichen Holzplastik; die Zahl der Talbewohner, die sich dem Schnitzen zuwendete, stieg und drängte, unter Erweiterung des Stoffkreises dem Markte Waren entgegenzubringen. Es erwuchs zunächst eine figürliche Kleinplastik: man schnitzte kleinere Heiligenfiguren, bald auch Genrefiguren, Tierstücke, Rahmen und Uhrständer und ging dann, spätestens in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, zur massenweisen Erzeugung von Krippenfiguren und Spielwaren über. Die auf wenige Werkstätten beschränkte Bildnerei lenkte in die Bahnen einer Volkskunst ein, der am Ende des Jahrhunderts schon Hunderte von fleißigen Gröd̈nern angehörten. Und hier nun, wo nicht mehr einzelne Persönlichkeiten, sondern ein viel weiterer Kreis am Werke

war, zeigte sich der starke Zusammenhang mit dem Norden. Diese Schnitzkunst lehnte sich nachweislich an die Mittelpunkte der süddeutschen Schnitzerei, an den Ammergau und das Berchtesgadener Land an. Kaufleute aus Oberammergau sind es zuerst, die Grödner Schnitzwaren kaufen und bestellen; dorthin werden vielfach die Erzeugnisse zur Bemalung geschickt, mit den dortigen Arbeiten stimmen sie auch stilistisch weitgehend überein. An das Beispiel Berchtesgadens aber schließt sich hauptsächlich die Spielwarenerzeugung Grödens an. Man gewinnt den Eindruck, daß die Grödner wahrscheinlich überhaupt erst von diesen bayrischen volkstümlichen Kunststätten her die Anregung schöpften, ihre Bildnerei in ähnlicher Weise zu erweitern. Einmal zur Blüte gekommen, stellte sich die Grödner Kunst dann bald auf eigenen Fuß; man bot jetzt durch Hausierer in ganz Europa eigene Waren an und gründete in fremden Städten Hunderte von Niederlagen, nach denen die Schnitzereien versendet wurden.

Ganz besonders deutlich zeigt sich die Beziehung zum deutschen Norden in der Rokokozeit, wo auch die Grödner Schnitzer allerlei Schäfer und Schäferinnen, Liebespaare, ländliche und städtische Typen aller Art bevorzugten. Diese Genrefiguren nun bewegen sich völlig im Gleise jener Geschmacksrichtung, die in der Porzellankunst, besonders Meißens, herrschend war; dasselbe gilt von den köstlichen Karikaturen, die seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts geschnitzt wurden. Selbst einzelne italienische

Anlehnungen, die man — besonders an Bettlerfiguren — gewahren kann, scheinen auf dem Umwege über die Porzellankunst gekommen zu sein. Seit Beginn des neunzehnten Jahrhunderts gehen diese Rokokofigürchen dann in heimatliche Genretypen über, die schon mehr mit eigener Beobachtung und in einer flotten, freien, echt schnitzerischen Technik behandelt werden. Von hier führte nur ein Schritt zu den prächtigen, drolligen Schachtelfiguren, die den Übergang zum Kinderspielzeug bilden. Diese Frühzeit des neunzehnten Jahrhunderts war wohl die Blütezeit der Grödner Schnitzerei, die schon auf die Produktion fremder Länder einzuwirken begann: in überraschender Weise zeigt sich z. B. die Spielwarenerzeugung der Gegend um Moskau unmittelbar von Grödner Waren abhängig.

Seit der Mitte des Jahrhunderts freilich beginnt der Verfall. Von der bis dahin immerhin noch einigermaßen selbständigen Verarbeitung in der Fremde geschöpfter Anregungen gleitet man in eine immer schablonenmäßigere Wiederholung derselben Erzeugnisse, gleitet die Volkskunst in die Industrie hinüber. Das war auch dadurch nicht aufzuhalten, daß man die bisher werkstattmäßige Überlieferung durch eine staatliche Zeichenschule (1825) und später durch eine Privatfachschule für Schnitzerei (1872) in St. Ulrich auf eine schulmäßige Grundlage zu stellen suchte und überdies strebsamere Grödner sich immer häufiger in den Akademien von Wien und München ausbildeten. Die Grödner Schnitzerei nahm dadurch wohl

eine neue Richtung und auch einen äußeren Aufschwung, verlor aber vieles von ihrer Eigenart und Volkstümlichkeit. Diese jüngste Entwicklung ist auch in erster Linie der religiösen Bildnerei zugutegekommen, die in Gröden nie ganz erloschen war, jetzt aber üppig in die Breite schoß: große Betriebe im Tale übernahmen jetzt nicht nur die Herstellung massenweiser Heiligenstatuen, sondern auch die Ausstattung ganzer Kirchen mit Plastik und Mobiliar, ja machten die kirchliche Plastik im Lande geradezu zu ihrem Monopol. Aber nur wenige begabtere Bildhauer, wie der Gründer der neuen Richtung Ferdin. Demetz, der sich in Wien und München schulte, und sein Schüler Franz Tavella ragen über den im ganzen durchaus konventionellen Betrieb empor.

Einzelne Söhne des Tales haben sich wohl auch der hohen Kunst modernerer Richtungen zugewendet. Von Joh. Dom. Mahlknecht (1793—1876) abgesehen, der sich schon in der Jugend nach Frankreich wendete und in Paris eine bedeutende Tätigkeit als Bildhauer entfaltete, finden wir auch sie stets in Deutschland gebildet und der deutschen Kunst angeschlossen, so Jos. Moroder-Lusenberg (geb. 1846), der sich der Schule Defreggers anschloß und in dessen Richtung als Bildhauer und Maler tätig war, und in jüngster Zeit Hans Perathoner, der sich als Bildhauer in Stein und Bronze zuerst in München und später in Bielefeld einen Namen gemacht.

Der Volkscharakter

Von Professor Dr. Arch. Lardschneider

Erst in den letzten sechzig Jahren sind die Ladiner, einerseits durch den Fremdenverkehr, andererseits durch den bedeutend gesteigerten Handel, mit der Außenwelt mehr in Berührung gekommen, und darum hat sich auch vieles Eigenartige, das man um 1850 noch traf, heute verloren; so in der Tracht: die alte, einheimische Tracht — Fr. v. Defregger bezeichnet beispielsweise die Grödner Hochzeitstracht als die prunkvollste von ganz Tirol — können wir heute nur mehr bei ganz besonderen Anlässen, wie Taufe, Hochzeit, bewundern, während sonst der Ladiner durchwegs im gewöhnlichen Alltagskleid einhergeht. Trotz alledem merkt der Fremde gar bald einen deutlichen Unterschied zwischen den Ladinern und anderen Bergbewohnern Tirols, den nördlichen wie den südlichen; der Ladiner ist sehr aufnahmefähig und besitzt ein großes Anpassungsvermögen, dabei ist er reiselustig und sprachbegabt, so daß er in seinem Auftreten und seinen Umgangsformen, sagen wir in der äußeren Bildung, wesentlich und vorteilhaft von der ländlichen Bevölkerung anderer Täler absticht. Gegenüber seinem südlichen Nachbar aber zeichnet ihn seine angeborene Liebe zu Ordnung und Reinlichkeit in Wohnung und Kleidung wie in all seinen Lebensverrichtungen aus. Der geselligen Unterhaltung ist er nicht abgeneigt, gibt sich dabei frei und ungezwungen, jedoch ohne

Überschwenglichkeit, wie wir sie bei den Italienern bemerken können. Bei der Arbeit ist er fleißig und genügsam, ausdauernd und strebsam. Die Art, wie z. B. die Ladiner in den letzten Jahrzehnten den Fremdenverkehr in die Höhe gebracht haben, erinnert lebhaft an die Rührigkeit ihrer Schweizer Brüder.

Eine andere Seite des Volkslebens tritt uns im Volksglauben und in seinem Sagenkreis entgegen. Und hier sehen wir wieder eine innige Verknüpfung mit den Deutschtirolern. Unter den von Jgn. V. Zingerle, „Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes" angeführten Beispielen gilt ein großer Teil wortwörtlich auch für Ladinien; umgekehrt kann der Kenner deutschen Volksglaubens aus den Werken des obengenannten Joh. Alton manche ladinische Parallele entnehmen. Die ladinische Sage beschäftigt sich mit Vorliebe mit den alten rätischen Bewohnern der Dolomiten, die je nach den Tälern als Salvans, Vivans, Kristanes usw. erscheinen. Eine Hauptrolle spielt der Orko, ein böswilliger Geist der Nacht. Schauplätze der Sage sind sowohl rein ladinische Örtlichkeiten wie Kol maladet, Sas da la Stries, als auch Zentren der deutschen Sage, wie Rosengarten, Latemar. Auch den letzten Minnesänger, Oswald v. Wolkenstein, und sein Stammschloß hat die ladinische Sage reich umwoben.

So zeigt auch das Volksleben und der Volkscharakter so engen Anschluß an die deutschen Nachbarn, daß die Ladiner sich eine Trennung gar nicht ausdenken können.

Für Österreich waren sie jederzeit treue Staatsbürger, immer bereit, Gut und Blut fürs Vaterland zu opfern.

In gänzlicher Verkennung der tatsächlichen Verhältnisse setzte in den letzten Jahren unter dem Deckmantel völkischer Betätigung eine zielbewußte italienisch-nationalistische Agitation zur „Befreiung der ladinischen Brüder" ein, die sich besonders auf Ampezzo, Buchenstein und Fassa richtete, während in Gröden und Enneberg bezeichnenderweise nicht einmal der Versuch dazu gemacht wurde, da man wohl die Erfolglosigkeit voraussehen mußte. Aber auch in den anderen drei Tälern war das Ergebnis der mit allen Mitteln betriebenen Werbetätigkeit ein äußerst bescheidenes: unter der bodenständigen Bevölkerung, den eigentlichen Ladinern, vermochte der Irredentismus nirgend festen Fuß zu fassen.

Ladinien war und blieb ein starkes Bollwerk gegen die italienische Irredenta, ein besseres als mancher ursprünglich deutsche Ort. Freilich erzielte die Lega nazionale die Errichtung italienischer Schulen in Fassa, Buchenstein und Ampezzo — in Gröden und Enneberg ist die Schule deutsch —, vornehmlich weil die Bitten und Beschwerden der Ladiner, vor allen der Fassaner, um Eröffnung deutscher Schulen bei der österreichischen Regierung kein Gehör fanden; was darum die Ladiner durch die Schuld eines verfehlten Regierungssystems in der Schule nicht lernen konnten, holten sie dann durch Reisen in die deutschen Gegenden nach. Ähnlich erging es den Fassanern

auch in der Frage der politischen Verwaltung: Ladinien wurde von der Landesregierung politisch-administrativ stets zum deutschen Anteil gerechnet, desgleichen untersteht es der Handels- und Gewerbekammer Bozen, bei der Festsetzung der Landtags- und Reichsratswahlordnung wurde es deutschen Mandaten zugeteilt, nur Fassa wurde zur italienischen Bezirkshauptmannschaft Cavalese geschlagen und konnte trotz wiederholter Proteste seiner Bewohner infolge der Gegenarbeit italienischer Politiker bei der Regierung in Wien seine Zuweisung zum deutschen Teil niemals durchsetzen.

Doch all das hat es nicht vermocht, die streng nationale Gesinnung der Ladiner zu wandeln, und gerade auf diese kommt es bei der Beurteilung der Zugehörigkeit eines Volkes in erster Linie an. Hätte die schlecht orientierte Irredenta nur geahnt, welch verächtliche Bedeutung in den Bezeichnungen I gran Talian (in Gröden), I Lumbert (in Enneberg), Cadorins (in Ampezzo) und Canalins (in Fassa) liegt, so wäre ihre Aktion in Ladinien wohl von vornherein unterblieben. Ladiner und Italiener haben sich nie recht vertragen, ich erinnere nur an die zahlreichen Grenzstreitigkeiten zwischen Ampezzanern und Cadorensern, die selbst während der Venetianerherrschaft nicht aufhörten.

Immer aber, wenn das Land Tirol in Gefahr war, haben Ladiner aller Täler in hervorragender Weise an seiner Verteidigung teilgenommen, so in den Venetianerkriegen

des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, in den Napoleonischen Kriegen — Katharina Lanz, das Heldenmädchen von Spinges, eine zweite Jeanne d'Arc, war eine Ladinerin —, in den Sturmjahren 1848 und 1866. Und im großen Weltkriege haben sich die Ladiner ihrer Vorfahren würdig gezeigt; sie haben alles geopfert, ihr Hab und Gut und ihr Leben. Buchenstein wurde in Brand und Asche geschossen, kaum waren die Italiener zurückgetrieben, zogen die Buchensteiner wieder in ihre Heimat und begannen die Neuaufrichtung. Der Rückzug im November 1918 brachte ihnen neue Ausplünderung, sie harrten aus, und nun schmachten sie wie alle anderen Ladiner unter der italienischen „Befreiung". Die mancherorts als Italienerfreunde verdächtigten Ampezzaner haben nach den offiziellen österreichischen Berichten unter den Tirolern die größten blutigen Opfer gebracht. Noch einmal haben die Ladiner sich das Recht der freien Selbstbestimmung erstritten, wenn es eine Gerechtigkeit gibt, das Recht, als eigene Nation unter den anderen großen Nationen in alle Welt hinauszurufen, wie sie ihre Zukunft gestaltet wissen wollen. Und was die Ladiner heute wollen, ist nicht zweifelhaft. Wer je die Dolomiten besucht, wer ihre Naturerscheinungen, wie z. B. das herrliche Alpenglühen vom Prodoipaß aus, bewundert hat, der kann es im Leben nie vergessen; der begreift aber auch, daß der Ladiner seine Berge in der Fremde mit Schmerz vermißt, der begreift die Heimatliebe der Ladiner, ihre

Anhänglichkeit an diese rauhe, aber herrliche Gebirgswelt, ihre Begeisterung für alles, was schön ist und groß, was Kampf kostet und Lohn verheißt, der versteht, daß sie nicht lassen wollen von dem, was ihre Urväter besessen, was sie groß und stark gemacht hat, daß sie nicht getrennt sein wollen von dem Land, von dem Volk, in dem sie stets Verständnis für ihre Eigenart, warme Anteilnahme für ihre Belange und damit ihr Bestes auf Erden gefunden haben.

Die Pflege der Musik in Südtirol

Von

Lambert Streiter

Chordirektor bei St. Jakob in Innsbruck

Die Entwicklung der musikalischen Kultur Deutschsüdtirols fügt sich genau in den Werdegang, der diese Kunst im Norden der Alpen zu unerreichten Höhen führte. Wie überall, so stand auch hier durch das ganze Mittelalter die Pflege des kirchlichen Gesanges im Vordergrunde. Der Mittelpunkt geistiger Bildung für „das Land im Gebirge" war der bischöfliche Sitz von Säben-Brixen. Schon die Bischöfe von Säben besuchten die Synoden und Reichstage des Deutschen Reiches, auf denen wiederholt die

Pflege der römisch-fränkischen Liturgie, des kirchlichen Gesanges und die Bildung dazu dienlicher Schulen gefordert wurde. Die ältesten Zeugnisse lassen auch deutlich den Einfluß von St. Gallen erkennen, dieser vorzüglichsten Pflanzschule der Bildung und Gesittung für das ganze südwestliche Deutschland. Von dort brachte Bischof Meginbert von Säben zu Beginn des zehnten Jahrhunderts die Kenntnis und Übung der Neumenschrift und der Sequenzen mit, neuer Kirchenlieder, die als älteste Spuren volkstümlicher Musikübung in den festgefügten Bau des liturgischen Gesanges einzudringen vermochten und besonders in deutschen und französischen Landen großer Beliebtheit und Verbreitung sich erfreuten. In Brixen, wohin die Bischöfe um die Wende des ersten Jahrtausends ihren Sitz verlegten, finden wir schon zu dieser Zeit eine Domschule. Zweck dieser Schulen war, taugliche Altardiener, Sänger und Priester heranzubilden, „christliche Lehre, Latein und Gesang" die Hauptgegenstände des Unterrichts. Diese Singknabenschule überdauerte die Stürme der Jahrhunderte und besteht heute noch als „Cassianeum", welches die Knabenstimmen für den Domchor stellt. Noch älter als die Domschule war die Stiftsschule zu Innichen im Pustertale, dieser uralten Gründung bayrischer Herzoge. Die bekannteste der tirolischen Stiftsschulen aber war die der Chorherren von Neustift, einer Gründung des Bischofs Hartmann von Brixen (1142). Der weitgereiste Dominikaner Felix Fabri aus Ulm berichtet aus dem Jahre 1484:

„Ich glaube niemals einen so geordneten und guten Choralgesang gehört zu haben, wie in diesem Stifte.“ Diese Wertschätzung des kirchlichen Gesanges ergibt sich auch aus der großen Sorgfalt und künstlerischen Art, mit der man in Neustift die Chorbücher ausstattete. Hier schrieb der Chorherr Stefan Stettner (gest. 1526) das berühmte Missale der Innsbrucker Universitätsbibliothek, das an Reichtum der Ausstattung, Schönheit und Kunstwert der Miniaturen und Randleisten den vollendetsten Schöpfungen deutscher Miniaturmalerei an die Seite gestellt werden kann. Die Schule der Singknaben in Neustift ist bis auf den heutigen Tag eine Pflegestätte des Gesanges und der Musik geblieben, aus der eine große Schar tüchtiger Sänger und Musiker, Organisten und Komponisten hervorgegangen ist. Mit den Klöstern wetteiferten die aufstrebenden Städte des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, so Bozen und Meran, Bruneck und Sterzing. Die älteste Schulordnung von Bozen aus dem Jahre 1424 enthält eingehende Bestimmungen über den Unterricht und die Ausführung der kirchlichen Gesänge. Neben dem lateinischen liturgischen Gesange fand das deutsche Kirchenlied liebevolle Pflege. Das uralte Osterlied „Christ ist erstanden“, das Pfingstlied „Nun bitten wir den Heiligen Geist“, das Wallfahrtslied „In Gottes Namen fahren wir“ sind vielfach bezeugt.

Die Hauptvertreter weltlicher, volkstümlicher Musikübung im Mittelalter waren die Spielleute. Ehr- und

rechtlos gleich dem übrigen „fahrenden Volk", ohne Heimat auf der Landstraße und in der Taberne lebend, lockte sie über den Brenner das herrlich blühende Land an der Etsch, der lebenslustige Hof der Grafen von Tirol, der geistliche Fürstensitz am Eisack, der zahlreiche Adel um Brixen, Bozen und Meran, die vielbesuchten Märkte der reichen Handelsstadt Bozen, Hochzeit und Kirmes auf den weingesegneten Dörfern des Überetsch und des Burggrafenamtes. Die Kammerbücher der landesfürstlichen Beamten des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts überliefern uns zahlreiche Namen von Spielleuten, darunter auch den Namen des ältesten bekannten Sängers des Vintschgaues, Hans Sager von Latsch. Die Spielleute waren die berufenen Hüter der alten Heldensagen, die Pfleger und Verbreiter der Volkslieder, die eigentlichen Vertreter der mittelalterlichen Instrumentalmusik. Die deutsche Heldensage war in Südtirol sehr verbreitet, namentlich der Sagenkreis um Dietrich von Bern. Seine Kämpfe mit Laurin, dem Herrn des Rosengartens, mit Ecke, dem Riesen, haben Deutschsüdtirol zum eigentlichen Schauplatz der Handlung; das Meran der Heldensage ist das tirolische. Kaiser Max I. fand in Südtirol den geeignetsten Boden, um diese Schätze der Vergangenheit durch Hans Ried, den Zollner am Eisack, im „Ambraser Heldenbuch" sammeln zu lassen. Das Volks- und Tanzlied trugen die Spielleute von Gau zu Gau, von Tal zu Tal. Hat auch die flüchtige Zeit diese leichtlebigen Kinder des

Augenblicks in alle Winde zerstreut, so hat sich doch manches erhalten; so im Jaufener Liederbuch, so genannt vom „Castell Giovo“ bei Lavis, wo es gefunden wurde, und in einer Sammelhandschrift zu Sterzing. Wirkliche Volksweisen oder doch starke Anklänge daran finden sich auch in den Liedern O. v. Wolkensteins.

Dem Zuge des Mittelalters folgend schlossen sich auch die Spielleute „an der Etsch und im Inntal“ zu einer Zunft und Bruderschaft zusammen, an deren Spitze der vom Landesfürsten ernannte Spielgraf stand. Ihren religiösen Mittelpunkt hatten sie in den beiden Liebfrauenkirchen zu Wilten und Terlan an Inn und Etsch; dort brannte täglich ihre Opferkerze, dort trafen sie jährlich zusammen, gemeinsam des Gottesdienstes, der Beratung und Raitung zu pflegen.

Einer höheren Gesellschaftsschicht angehörend, im übrigen aber gleich den Spielleuten „aller Welt ein Gast“, waren die ritterlichen Minnesänger. Nicht wenige von ihnen entstammten dem deutschen Süden Tirols, allen voran Walther von der Vogelweide, der Vollender der ritterlichen Lyrik. Unter den Vogelweider-Höfen, die man kennt, ist doch der im Layener Riede bei Klausen die wahrscheinliche Heimat Walthers. Seine Jugend verlebte er am minnefrohen Hofe der Babenberger zu Wien, wo er singen und sagen lernte, in seinen Mannesjahren durchzog er alle Gaue des weiten Vaterlandes als gewaltiger Rufer im Streite um des Deutschen Reiches

Macht und Herrlichkeit, dem Alter zuneigend und auf der Kreuzfahrt begriffen, kam er wieder in sein heimatliches Tal, das ihm wundersam ergreifende Töne wehmütiger Erinnerung entlockte. Durch dasselbe Eisacktal erklang der letzte, späte Nachhall des Minnesanges in den Liedern Oswalds von Wolkenstein (gest. 1445). Zwischen beiden steht eine stattliche Reihe klangvoller, bekannter Namen: Rubin von Mais-Meran, Walter von Metz, die drei Pustertaler Friedrich von Sonnenburg, Hawart von Antholz, Konrad, Burggraf von Lienz.

Das sinkende Rittertum wich den aufblühenden Städten, die sich in den Passionsspielen eine neue Kunstübung schufen, die ein einträchtiges Zusammenwirken verschiedenartiger Kräfte und Künste erforderte. Die zahlreichen Antifonen und Responsorien, Sequenzen und Hymnen, die in diesen Spielen gesungen wurden, hielten die Erinnerung an ihren liturgischen Ursprung fest; gelegentlich mischte sich auch das deutsche Kirchenlied darein, wie in die Liturgie selbst.

Als besondere Pflegestätten geistlicher Spiele südlich des Brenners sind zu nennen Sterzing und Bozen. Sterzing, das alte Städtchen mit seinen reichen Gewerken und seiner zahlreichen Knappenschaft, besitzt, soweit die deutsche Zunge klingt, den reichsten Schatz von Handschriften altdeutscher Volksschauspiele. Hier entstand zu Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts der „Tiroler Passion", der in rascher Weiterbildung über die Städte im

Süden und Norden des Landes sich verbreitete und auch nach auswärts seine fruchtbare Triebkraft und Fernwirkung geltend machte, so auf die Spiele von Freiburg und Donaueschingen, Frankfurt und Augsburg, Eger und Wien. Die vielfache Verwendung des Gesanges verleiht dem Tiroler Passion eine weiche, milde Stimmung. Die martervolle Wirkung des Kreuzweges wird gemildert durch die rührenden Heilandsklagen, den Todeskampf Jesu begleiten die sanften, mitleidweckenden Marienklagen; heller Osterjubel klingt aus den Stimmen der Engelsknaben im Osterspiel, ganze Szenen werden zum gesungenen Spiel. Bozen mit seiner durch Markt und Handel reich gewordenen Bürgerschaft gebührt der Ruhm, unter allen deutschen Städten die großartigste Passionsaufführung veranstaltet zu haben. Das Spiel von 1514 währte sieben Tage. Benedikt Debs aus Ingolstadt spielte und sang den Salvator; er wird gerühmt als „besonderer Liebhaber der Spiele, als berühmter Notist und Bassist und Schulmeister zu Bozen". Das Hauptverdienst aber gebührt dem Sterzinger Maler Vigil Raber; seiner Anregung verdankten die großen Spiele ihre Aufführung, seiner Leitung ihren Glanz. Im selben Jahre war er in Trient und Cavalese im Fleimsertale mit geistlichen Spielen beschäftigt; diese beiden Orte bezeichnen zugleich die südlichste Grenze, bis zu welcher deutsche Volksschauspiele vordrangen. Seinem Sammeleifer verdankt Sterzing den reichen Bestand an alten Handschriften.

Im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts reifte die Kunst der mehrstimmigen Musik in langer, mühsamer Entwicklung zu vielverheißenden Jugendwerken heran. Der Werdegang der Mehrstimmigkeit hat in Deutschsüdtirol deutliche, zum Teil sogar reichliche Spuren hinterlassen. Die ältesten Zeugnisse mehrstimmiger Musikübung finden sich in den Werken Oswalds von Wolkenstein. Außer sechzig einstimmigen Melodien hat er auch fünfunddreißig meist zweistimmige Lieder hinterlassen. Neben ganz einfachen Formen zeigt er kanonische und imitatorische Stimmführungen, im ganzen aber tragen seine Versuche noch das ungelenke Wesen der Zeit vor Dufay. Um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts schrieben im Auftrag der deutschen Trienter Bischöfe Georg Hack von Themeswald (1444—65) und Johannes Hinderbach von Rauchenberg (1465—86) die beiden deutschen Schreiber Puntschucher und Johannes Wiser, der eine in Oberitalien, der andere in Trient selbst, die berühmten sechs Trienter Codices, ein Sammelwerk von 1585 Kompositionen, in dem alle vertreten sind, die damals Ruhm und Ansehen in der Musik genossen, Italiener und Franzosen, Engländer, Niederländer und Deutsche. Diese Codices stehen ähnlichen Sammelwerken italienischer, französischer und englischer Bibliotheken vollkommen ebenbürtig zur Seite und bilden eine unerschöpfliche Fundgrube für die Musik des fünfzehnten Jahrhunderts. Daß die Kunst der Mehrstimmigkeit zu Ende des

Jahrhunderts in Südtirol bereits in Blüte stand, geht hervor aus dem Berichte venezianischer Gesandten, die 1492 an den Hof Kaiser Friedrichs III. und König Max' I. nach Linz und Straßburg reisten. Von Klausen erzählen sie: „Während des Abendessens kamen zwei Musikmeister mit fünf Jungen, die verschiedene Gesänge vortrugen, darunter einen, der wie Schlachtgesang mit Trompeten klang. Einer der Jungen zeichnete sich durch außerordentliche Feinheit und bewundernswerten Gleichklang seiner Stimme aus. Besonderes Erstaunen erregte es bei den entzückten Zuhörern, daß sie zusammen sangen, ohne in ein Buch zu sehen." Ähnliches berichten sie von Sterzing. Für die folgenden Jahrhunderte war von förderndem Einfluß das Beispiel der Innsbrucker Hofkapelle. Heinrich Isaak, der berühmte Hofkomponist des Kaisers Max I., stand zu Neustift in Beziehungen, in dessen Bruderschaftsbuch sein Name verzeichnet steht. Im selben Stifte verbrachte Servatius Rorif, der Hoforganist Erzherzog Ferdinands II., seine letzten Lebensjahre. Schon in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts gab es am Dome zu Brixen Stiftungen für mehrstimmige Musik. Kardinal Andreas von Österreich, Erzherzog Ferdinands II. Sohn und Bischof von Konstanz und Brixen, hielt eine eigene Kapelle mit dem Niederländer Jean Lefebure als Kapellmeister. 1605 kaufte das Domkapitel das nachgelassene große Motettenwerk Orlando Lassos, das seine Söhne in München herausgaben.

Die Kirchen- und Schulordnungen von Bozen und Bruneck verpflichten den Schulmeister, an Festtagen oder in Anwesenheit auswärtiger Herrschaften zu figurieren, d. h. mehrstimmig zu singen. Kaltern besaß schon 1538 einen trefflichen Sängerchor, der alle anderen in der Diözese übertraf. Der Pfarrer von Meran, Haimerand Schweller, führt um dieselbe Zeit bewegliche Klage darüber, daß die Bürgerschaft keinen Sinn mehr habe für den alten lateinischen Kirchenchoral; sie verlange deutsche, sektische Psalmen und figurierte schöne, lustige Motetten und wolle aus der Schule eine höfische Kantorei machen.

Neben der Orgel hatte man schon im sechzehnten Jahrhundert einzelne Instrumente, besonders Violen und Posaunen, herangezogen, um mangelnde Singstimmen zu ersetzen oder auch dem Chore festlichen Glanz zu verleihen. Die rasche Entwicklung der Violine und ihres Spieles sicherte der Instrumentalmusik stets wachsende Beliebtheit, während zugleich der bestrickende Reiz der italienischen Arie den alten strengen Gesangsstil aus dem Felde schlug. Das bedeutete zwar zunächst einen Zuwachs neuer Mittel und Formen des Ausdrucks, führte aber trotzdem zu einer allgemeinen Verflachung der Musik, namentlich dort, wo man diese neue konzertierende Art nur mit unzulänglichen Kräften ausführen konnte. Im alten Dome zu Brixen fehlte der Raum zur Entfaltung größerer Kräfte; der neuen Musik gewährte man nur zögernd Zutritt. Zwar wurden die Bischöfe der Folgezeit regelmäßig

verpflichtet, drei bis vier Musiker aus Eigenem zu besolden; doch schon diese geringe Zahl, noch mehr aber einige dem Domchor zugehörige Codices mit Kompositionen des Innsbrucker Hofkapellmeisters Johann Stadlmayr (gest. 1648) deuten darauf hin, daß man noch längere Zeit einer strengeren Richtung zugetan blieb. Der Domherr und spätere Bischof von Brixen Johann von Platzgummer (gest. 1647) hinterließ einen Band eigener Kompositionen, der Bischof Paulin Mayr von Sterzing (gest. 1685) hatte sich in Wien zum trefflichen Organisten ausgebildet. Rascher vollzog sich der Umschwung im nahen Neustift, Bozen und Meran. Es fehlte aber auch nicht an warnenden Stimmen. So schrieb der Chorherr Adam Weber 1682: „Heute singen wir nur noch im Schatten der alten Kunst zwar schwierige, aber kraftlose, unschöne Lieder. Einige sagen zwar, die musikalische Kunst habe ihren Höhepunkt erreicht; ich gebe es zu, wenn sie es von der verschiedenartigen Gestaltung der Harmonie behaupten; aber daß unsere Musik innere Kraft und Wirkung besitze, muß ich entschieden verneinen." Auch von weltlicher Musikübung aus dieser Zeit nationalen Niederganges ist nicht viel Rühmenswertes zu erwähnen. Zwar spielten und sangen die Studenten von Brixen und Meran, dem Beispiele der Jesuiten folgend, ihre Schulkomödien, doch ist deren musikalische Seite jedenfalls ihre schwächste. Auch die Bischöfe von Brixen richteten sich ein kleines Hoftheater ein, die Maler Johann Hueber von

Neustift und Johann Ferdinand Schor aus Innsbruck malten die Szenerien. Die beiden Bischöfe Johannes Graf Kuen (1685—1702) und Kaspar Ignaz Graf Künigl (1702—47) waren besondere Liebhaber solch intimer Theater- und Opernaufführungen. Einen Lichtblick bildet die zunehmende Pflege der Kammer- und Hausmusik; Bozen z. B. stand von jeher im Rufe, vorzügliche Geiger zu besitzen.

Zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts erscheinen die ersten Deutschsüdtiroler als Musiklehrer und Komponisten. Peter Treibenreif, nach Humanistenart genannt Tritonius, einer noch bestehenden Familie des Eisacktales entsprossen, war der Reihe nach Schulmeister in Brixen, Bozen, Hall und Schwaz. Von Konrad Celtes berufen, wirkte er einige Jahre als Musikmeister an der Wiener Universität, für die er 1507 ein musikalisches Schul- und Übungsbuch verfaßte: „Harmonien über 22 Versmaße". Nikolaus Faber, Priester und Kantor aus Bozen, überreichte 1516 seinem Herrn, dem Herzog Wilhelm von Bayern, eine Musiklehre: „Grundbegriffe der Musik". Leonhard Lechner, der sich selbst Athesinus „aus dem Etschland" nennt, begann seine musikalische Laufbahn als Sängerknabe unter Orlando Lasso in München, diente dann dem Grafen Eitel Fritz von Hohenzollern als Kapellmeister, dem er aber entfloh. Seine Bewerbung um die erledigte Hofkapellmeisterstelle in Dresden wußte sein früherer Herr wirkungslos zu machen, dafür fand er

Anstellung als Kapellmeister am Hofe zu Stuttgart, wo er 1604 starb. Orlando Lasso stellte ihm das Zeugnis aus: „Er ist ein wohlbekannter, guter Komponist und Musiker, in allem, was einem Kapellmeister zugehörig, genugsam exerziert und verständig.“ Um 1650 diente Georg Arnold aus Welsberg im Pustertale dem Bischof von Bamberg als Hoforganist; die meisten seiner musikalischen Werke wurden zu Innsbruck gedruckt. Ebendaselbst erschienen in rascher Folge die Kompositionen des Christof Satzl, 1621 Kapellmeister am Dome zu Brixen, 1640 am königlichen Frauenstift zu Hall. Ein Südtiroler ist wahrscheinlich auch Benedikt Anton Aufschnaiter (1663—1742), Domkapellmeister in Passau. Seine Werke bilden ein Glied in der Entwicklungsreihe der instrumentalen Formen, doch schrieb er auch vokale Kirchenmusik. Dem achtzehnten Jahrhundert gehört an P. Nonnosus Madlseder aus Meran (1730—97), Benediktiner von Andechs in Bayern; er galt seinerzeit als vorzüglicher Kontrapunktiker, Organist und Tonsetzer. Aus Algund bei Meran stammen die Brüder Ladurner, Söhne des dortigen Organisten. Ignaz Anton (1766—1839) erhielt seine Ausbildung im Stifte Benediktbeuren. 1788 kam er nach Paris, wo er als hochgeschätzter Pianist und Professor am Konservatorium wirkte. François Auber und Alexandre Boëly zählten zu seinen Schülern. Seine Frau Moussier de Gondreville, bekannt als Mlle. de la Jonchère, war eine ausgezeichnete Violinistin, die häufig öffentlich in Paris

spielte. Für sein und seiner Frau Instrument schrieb er zahlreiche Kompositionen, die Komische Oper brachte zwei seiner Opern zur Aufführung. Sein Bruder Josef Alois (1769—1841) bildete sich in München, ward Priester und Hofkaplan in Brixen und galt als trefflicher Klaviervirtuose, für welches Instrument er in München eine Reihe seinerzeit vielgespielter Kompositionen veröffentlichte. Ein Vetter der beiden, P. Innocenz Ladurner (1745—1807), war Musiklehrer am Gymnasium zu Salzburg. Aus Layen bei Klausen stammt P. Martin Goller (1764—1836), Benediktiner des Stiftes Fiecht. Er erwarb sich Verdienste um das Innsbrucker Musikleben und gehört zu den Gründern des dortigen Musikvereins. Einer der bekanntesten Tiroler Komponisten ist Johann Gänsbacher (1778—1844). Er stammt aus Sterzing, wo sein Vater Chorregent war. Er begann als Chorknabe zu Hall und Innsbruck; geregelte Studien machte er bei Abt Vogler in Wien und Darmstadt, wo Karl M. v. Weber und G. Meyerbeer seine Mitschüler und Freunde waren. Als glühender Patriot hatte er die tirolischen Freiheitskriege und den großen deutschen Befreiungskampf des Jahres 1813 mitgekämpft, bis er 1823 eine gesicherte Stellung fand als Domkapellmeister bei St. Stefan in Wien. Als Komponist zeigte Gänsbacher große Fruchtbarkeit und leichtfließenden Stil, doch weniger Originalität.

In Wien wirkten die beiden Vintschgauer Johann Rufinatscha (1812—93) aus Mals und Wilhelm Prantner

(1861—1917) aus Partschins, beide hochgeschätzt als Musiklehrer und Komponisten. Bozen ist die Heimat zweier der bedeutendsten Tiroler Musiker: Mayerl und Thuille. Anton von Mayerl (1810—69) hielt sich von jeder öffentlichen Stellung fern und war nicht zu bewegen, auch nur eines seiner Werke dem Drucke zu übergeben; er lebte nur der Wissenschaft und seiner geliebten Kunst, in der er fähige Schüler zu seiner eigenen Freude unterrichtete. Sein durch das Studium Palestrinas geläuterter Geschmack führte ihn auf einen reinen, würdigen Kirchenstil. Ein edles, tiefes Gefühl spricht aus seinen Werken, die in klassisch schönen Formen gehalten sind. Ludwig Thuille (1861—1907) übte als Theoretiker an der Münchener Musikschule bestimmenden Einfluß aus auf eine Reihe junger Talente und war selbst hochgeachtet als Komponist feinsinniger Werke, so der Opern „Theuerdank", „Gugeiine" und „Lobetanz". Zu Beginn des Weltkrieges starb zu München der Franziskaner P. Hartmann v. Anderlan (1863—1914) aus Salurn; er erregte Aufsehen durch seine geistlichen Oratorien, die er in den Hauptstädten der alten und neuen Welt mit großem äußeren Glanz zur Aufführung brachte.

Unter den lebenden Komponisten Südtirols ist an erster Stelle zu nennen der gewesene Domkapellmeister und jetzige Domherr von Brixen Ignaz Mitterer, geb. 1850 zu St. Justina im Pustertale. Gebildet an den Schulen zu Neustift und Regensburg, verdankt er doch das Beste

dem Studium der Werke Palestrinas und Lassos, Händels und Haydns. In früherer Zeit einer strengeren Richtung huldigend, ging er später zur instrumentalen Kirchenmusik über. Sein Name und seine Werke sind diesseits und jenseits des Ozeans wohlbekannt und hochgeschätzt; in seinem Heimatlande hat er die kirchenmusikalische Reform durch Wort und Werk mächtig gefördert. Es ist kein Zweifel, daß einzelne seiner Kompositionen dem Zahne der Zeit trotzen und einst den klassischen Werken der Kirchenmusik werden zugezählt werden. Ein ähnlicher Geist spricht aus den Werken Vincenz Gollers, geb. 1873 zu St. Andrä bei Brixen. Seine musikalische Ausbildung genoß er in Neustift, Innsbruck und Regensburg. Zu Beginn des italienischen Krieges vertauschte er die Feder mit dem Stutzen und diente als Hauptmann der Standschützen der Verteidigung des Pustertales; durch mehrere kühne Handstreiche machte er von sich reden und erwarb sich Auszeichnung. Zu den Beschäftigungen des Friedens zurückgekehrt, leitet er wieder wie zuvor die kirchenmusikalische Abteilung der Wiener Akademie in Klosterneuburg. Der ehemalige Direktor des Meraner Gymnasiums, P. Magnus Ortwein, geb. 1845 zu Laatsch im Vintschgau, versuchte es mit Glück, in wenigen aber groß angelegten Kompositionen die polyphone Architektonik der Alten mit der Farbenglut des modernen Orchesters zu durchleuchten.

Als Musikschriftsteller der Gegenwart seien genannt Dr. H. Eichborn aus Breslau. Er unterhielt in Gries bei

Bozen ein kleines aber vorzügliches Orchester und schrieb wertvolle historische und technische Untersuchungen über Waldhorn und Trompete. In Brixen lebt Robert Mayrhofer aus Gmunden, der sich besonders mit harmonietheoretischen Studien befaßt.

Als verdienstvolle Pflegestätten guter, edler Musik in Südtirol gelten der Musikverein und seine Schule in Bozen, das ausgezeichnete Kurorchester in Meran, die Kirchenchöre am Dome zu Brixen, an der Propstei zu Bozen und an der Pfarrkirche zu Meran.

Diese gedrängte Rundschau zeigt das eine mit wünschenswerter Klarheit, daß die deutschsüdtirolische Musik ein nicht unwichtiges Glied der herrlichen deutschen Musikkultur darstellt. Alle Verbindungsfäden laufen fast ausnahmslos nach Norden, nach Innsbruck, München, Wien. Deutsch ist das Volk an Eisack, Rienz und Etsch, deutsch sein Sang und Klang.

Die deutsche Sprache in Südtirol

Von

Universitätsprofessor Dr. J. Schatz

Die Deutschen in Südtirol gehören, wie fast alle Nordtiroler, zum bayrisch-österreichischen Sprachzweige. Bereits im sechsten Jahrhundert hat der bairische Volksstamm auch das Ostalpengebiet in Besitz genommen und ist im Etschtal Nachbar der Langobarden geworden, die gleichzeitig in Oberitalien ein Reich gründeten; daß beide Reiche aneinander grenzten, ist wohl sicher und auch aus der Sage vom König Authari zu erschließen, wie er unerkannt um die bairische Königstochter Theudelind wirbt, von bairischen Edelleuten bis an die Grenze geleitet wird

und sich da als der Langobardenfürst zu erkennen gibt. Authari starb 590, die Sage erzählt der langobardische Geschichtschreiber Paulus Diaconus um 790, sie begegnet uns im zwölften Jahrhundert im deutschen Spielmannsepos vom König Rother, das in Bayern gedichtet wurde. Die Langobarden sind im Romanentum aufgegangen, die Baiern haben das in der Merowingerzeit besetzte Gebiet festgehalten und deutsch gemacht, die ganze deutsch-romanische Sprachgrenze ist in der Hauptsache durch die Staatengründungen der Baiern, Alemannen und Franken entstanden und im großen und ganzen bis heute festgeblieben.

In Tirol haben die Baiern vom Zillertal aufwärts bis zum Arlberg und südlich des Brenners eine romanisch sprechende Bevölkerung vorgefunden und sich neben ihr niedergelassen; sie hat nach und nach ihre Sprache aufgegeben. Eine Eigenart dieser rätoromanischen Mundart ist auf die Deutschen Tirols übergegangen. Unter den nichtdeutschen Ortsnamen Tirols endigen viele auf -s; dies s fehlt aber den die Zugehörigkeit bezeichnenden Weiterbildungen auf -er häufig, in Nordtirol z. B. Igls Igler, Zams Zammer, in Südtirol Taufers Tauferer (an der Schweizer Grenze und im Pustertal), Vilanders Vilanderer bei Klausen, Vals Valler nördlich von Brixen; die Sprache Welschtirols hat nichts Derartiges.

Die deutsche Mundart Tirols ist im äußersten Nordwesten (Außerfern, Reutte, Tannheim) schwäbisch gefärbt, im Nordosten von Schwaz abwärts in vielem mittelbairisch

wie im benachbarten Bayern und Salzburg, im Osten, Lienz und Iseltal, mit dem Kärntnerischen enger verwandt, aber im Hauptteil Tirols im Norden wie im Süden, von Schwaz bis zum Arlberg und von Toblach bis Salurn und zur Schweizer Grenze so entwickelt, daß sie vom Standpunkt der deutschen Sprachgeschichte aus als eine einheitliche Sprachform zu bezeichnen ist, deren Besonderheiten auf eine gemeinsame Grundlage zurückgehen; die gleichartige Gestalt der Tiroler Mundart erweist, daß die Verdeutschung Tirols seit der Frühzeit der bairischen Besiedelung gleichmäßig vor sich gegangen ist. Die wohl im siebenten Jahrhundert eingetretene hochdeutsche Lautverschiebung hat auch ganz Tirol (gleichwie sie das Langobardische hatte), und zwar in der schärfsten Ausprägung. Man spricht die kch nicht nur in Kchind, kchurz, sondern auch in Kchnie, Kchluft, kchrankch, Steckchen, anderseits den reinen k-Laut (gg) in Egg, Ruggen (Ecke, Rücken), demnach romanisches k als gg in Ortsnamen wie Rungg (zu roncare reuten) und Montiggl (monticolo) südlich von Bozen oder in Torggel (torcula, dies Wort ist schon vor tausend Jahren entlehnt und mit dem reinen k-Laut gesprochen worden). Wären die Deutschen Südtirols erst spät zur deutschen Sprache gekommen, so gäbe es diese feine, sprachlich wohlbegründete Unterscheidung bei ihnen nicht. Schon die volle Teilnahme an der hochdeutschen Lautverschiebung erweist die Einheitlichkeit der tirolischen Mundart seit der Zeit der bairischen Besiedelung.

Zur Zeit Karls des Großen tritt auch im Süddeutschen der Umlaut ein, Gast Gäste, Hand behende, Fluß flüssig; den weisen auch romanische Lehnwörter auf, so mattina Mette oder der Flußname Athesis Etsch, der vom neunten Jahrhundert an im Deutschen als Etisa belegt ist. Schon um 800 muß die Umformung zu Etisa erfolgt sein, später wäre das nicht mehr zustande gekommen, und wir hätten bei späterer Übernahme heute „der Atsch" zu erwarten; Etisa ist weiblich, heute die Etsch, während lat. Athesis männlich ist wie ital. Adige (l'alto Adige). Die Ortsnamen Lengmoos, Lengstein am Ritten haben das Eigenschaftswort lang in umgelauteter Form wie Lengberg, Längenfeld; sie sind schon um 800 vorhanden gewesen, denn später wäre lang nicht mehr umgelautet worden, und wir hätten heute Langmoos, Langstein wie etwa Langenau, Langenbach. (Leng entstand aus langin.) Im Jahre 769 hat der bairische Herzog Tassilo in Bozen das Kloster Innichen gestiftet. Der Name Bozen wird in dieser Freisinger Urkunde Bauzono geschrieben; die bairische Sprachgeschichte zeigt, daß au noch im achten Jahrhundert zu o geworden ist, in deutschen Wörtern wie stoßen, Not, Stroh sprach man ursprünglich au stautan, naud, strau. Daß wir es im Namen Bozen mit dem gleichen o aus au zu tun haben, ergibt die mundartliche Form „Boazn" mit oa, wie stoaßn, Noat, Stroa; auch Lehnwörter haben dieses Lautgesetz mitgemacht, lat. claustrum Kloster lautet in der Mundart Kloaster.

Im elften Jahrhundert hat das Bairische zwei

Lautwandlungen erfahren, die im Alemannischen nicht eingetreten sind: aus den langen Lauten i, u, ü wurde ei, au, äu, Zit, Hus, Hüser in Vorarlberg und der Schweiz, Zeit, Haus, Häuser im Bairischen (und in der deutschen Schriftsprache); diesen Wandel machten auch Südtiroler Ortsnamen fremder Herkunft mit, Eisack, Passeier, Sarntein, Mauls, Gufidaun, Taufers, Burgeis (alt Burgüs). Ferner wurde a zu dem für das Bairische kennzeichnenden zwischen a und o liegenden Laut å, dessen Umlaut ä zu a, also Bach Bächlein, Glas Gläslein bairisch zu Bäch Bachl, Glas Glasl. Vor tausend Jahren sprach man auch in Tirol noch Bach Bächlin, Glas Gläslin, und in den von Deutschsüdtirol aus besiedelten Sprachinseln Lusern und den Sieben Gemeinden sind diese a und ä in der alten Lautgestalt erhalten, im hochgelegenen Deutschnofen südöstlich von Bozen noch die ä, Bächl, Gläsl. In Deutschnofen und den Sprachinseln ist das Fürwort ihr, euch, euer erhalten; ganz Tirol hat gleich dem Gesamtbairischen dafür das alte Fürwort der Zweizahl eß, enk, enker. Solche Marksteine der sprachlichen Entwicklung erweisen die volle Bodenständigkeit des Südtiroler Deutschtums für das frühere Mittelalter.

Innerhalb Tirols weist die deutsche Mundart Sonderbildungen auf. Geht man diesen engeren Sprachgrenzen nach, so ergibt sich, daß sie mit den Grenzen der alten Gaue übereinstimmen, in welche Tirol in der Frühzeit der deutschen Besiedelung zerfiel. Die Sprachgrenzen sind sehr alt und dauerhaft: Zur südbairischen Mundart des

Hauptteiles von Tirol gehört auch die im Südwesten Bayerns, im Mittenwald, Garmisch, Partenkirchen, Oberammergau gesprochene; sie ist mit der des tirolischen Oberinntals nächstverwandt und unterscheidet sich vom Oberbayrischen erheblich. Diese sprachliche Gemeinsamkeit stammt aus der Zeit vor der Festlegung der heutigen politischen Grenze, die ein hohes Alter hat.

Einige Sprachgrenzen seien hier angeführt. Für den alten Zwielaut iu (in Wörtern wie neu, reuen, Feuer, scheu, Fliege) hat die Mundart ui im Südweststreifen Bayerns, in Nordtirol westlich von Schwaz (Vorarlberg hat ü), in Südtirol vom Brenner bis Franzensfeste, im Etschtal samt Passeier und Sarntal, am untersten Eisack bis Waidbruck; dagegen oi in Oberbayern, von Schwaz östlich, im Zillertal, im mittleren Eisacktal, im Pustertal (und in Kärnten), also nui, Fuir gegen noi, Foir (neu, Feuer). Östlich von Schwaz ist die alte Landesgrenze, die erst vor vierhundert Jahren bis Kufstein verschoben wurde, bei Waidbruck verlief die Grenze zwischen der Grafschaft Bozen und Eisacktal, die eine Urkunde vom Jahre 1027 genau bestimmt. Im Pustertal spricht man ui für altes uo, Huit, Schuih, Gruibe, Hut, Schuh, Grube, sonst überall in Tirol ue, ua; die Umgrenzung des ui ist genau die des alten Pustertalgaues, dessen Westgrenze eine Urkunde von 1002 eingehend angibt.

Schwach betonte Selbstlaute in Wörtern wie Bote, Hase, Sache, Auge, müde, im Bache, die Bäche sind im ganzen offenen Inntal und im Etschtal abgefallen, Bot,

Aug, die Bach, aber in den Seitentälern, Zillertal, Silltal, Ötztal, Passeier, Pustertal und am Eisack bis Waidbruck sind sie im allgemeinen erhalten, also am Eisack wiederum bis zur alten Gaugrenze. Das Etschtal hat in der gleichen Art die weiblichen Hauptwörter in der Einzahl ohne Endung, Kirch, Wies, Hack, Supp, im übrigen Tirol heißt es Kirche, Suppe, von Innsbruck östlich Kirchn, Suppn. Im Etschtal ist eine alte Gaugrenze bei Gargazon; von Reschen bis hierher sind die e-Laute in Wörtern wie geben, treffen, lesen, essen, Weg, keck in der ursprünglichen Art als offene ä-Laute erhalten, südlich von Gargazon spricht man wie in Nordtirol und im mittleren Eisacktal göbn, tröffn, össn, Wög, das Pustertal stimmt wieder mit dem oberen Etschtal überein; das obere Eisacktal und das Silltal scheiden, treffen, essen, keck, aber göben, lösen, Wög. Eine weitere Eigenart, die ebenfalls die gemeinsame Sprachentwicklung nördlich und südlich des Brenners erhärtet, ist der Wandel von o, u zu ö-, ü-artigen Lauten, Roggen, Butter, gut wie Röggen, Bütter, güet, das findet sich im Ötztal, Silltal, Zillertal, im Eisacktal bis Waidbruck, im nördlichen Pustertal und weiter östlich. Im westlichsten Tirol haben die Verkleinerungswörter noch die alte Form auf -li: Kirchli, Wageli zu Kirche, Wagen; die mehrsilbigen wie Wageli, Müeterli zeigen das -i noch im oberen Vintschgau, der Hauptteil Tirols hat Kirchl und Wagele.

So wie im Lautstand der Mundart die Einheit von Süd- und Nordtirol seit dreizehnhundert Jahren Jahrhundert

für Jahrhundert nachweisbar ist, zeigt das auch der Satzbau und Wortschatz. Es sei nur auf einen Punkt hingewiesen. Als die Deutschen die Alpen besiedelten, übernahmen sie von der vordeutschen Bevölkerung naturgemäß Benennungen für die Alpenwirtschaft, so das Wort Alpe, in Tirol Alb, Albe, von Innsbruck östlich Albn, Alm, das bezeichnet die Viehweide im Hochgebirge; für den gleichen Begriff wurde, es ist schon im achten Jahrhundert bezeugt, das deutsche Wort Berg gebraucht. In den Eigennamen von Bergen fehlt -berg so gut wie ganz, und zwar im Gesamtgebiet der Alpen. Wir haben z. B. in Südtirol Ortler, Ifinger, der Spitz, Geister-, König-, Sulden-, Zefall-, Laugenspitz oder Schrötterhorn, Weiß-, Schwarzhorn, Kesselkogel, Gant-, Langkofel u. a. Auf romanischem Sprachboden ist aber monte sehr üblich, Montblanc, Monte Rosa, Monte Cevedale, Monte Vioz, das Reisehandbuch zählt allein in Welschtirol über hundert Bergnamen mit monte auf. Wäre Südtirol erst spät germanisiert worden, müßten wir doch hier und da einen Bergnamen mit -berg finden. Aber der einzige Name, in dem -berg sicher im Sinne von Einzelgipfel gebraucht wird, ist der Geierberg (1042 Meter) — und der ist südlich von Salurn. Von anderen welschtirolischen Bezeichnungen der Berge wie cima, punta, pizzo keine Spur im deutschen Südtirol. So auch nur „der Ferner" im deutschen Teile der Ortlergruppe, in der Ötztaler und Texelgruppe, in der Rieser Fernergruppe wie in Nordwesttirol und

Vorarlberg (in der Schweiz der Firn, östlich vom Brenner das Kes), kein Gletscher, kein ghiacciaio, keine vedretta.

Die Einheitlichkeit der Mundart geht geschlossen bis zu den Grenzdörfern gegen Welschtirol; die sechzehn Grenzgemeinden Tiers, Wälschnofen, Deutschnofen, Aldein, Truden, Altrei, Gfrill, Salurn, Kurtinig, Unterfennberg, Margreid, Kurtatsch, S. Felix, Unser Frau, Laurein, Proveis haben nach der Volkszählung von 1910 zusammen 12 553 Deutsche und 810 Welsche, also im Durchschnitt von 100 Einwohnern 94 Deutsche; die Mehrzahl der Nichtdeutschen, 443, entfällt auf Salurn (1852 : 443 = 81 : 19), rein deutsch sind Tiers mit 774, Unterfennberg mit 112, Unser Frau mit 274 Einwohnern. Die Gemeinden Unser Frau und S. Felix liegen auf der Nonsberger Seite des Gampenpasses und führen schon seit dem fünfzehnten Jahrhundert den Namen Deutschgegend (1454 Ulrich Grill in der deuzschen gegent; im Jahre 1342 werden hier am Malgasotter Wald die Grenzen angeführt: mülpach tültal rotenprun plochris campenstein), und für Deutschnofen (lat. 1279 in Nova teutonica) haben wir auch in Altertümlichkeiten der Mundart den klaren Beweis für das hohe Alter des Deutschtums an der heutigen Sprachgrenze.

Die deutsche Schriftsprache ist in Tirol in allen Entwicklungsstufen gleichartig wie in anderen deutschen Ländern zur Geltung gekommen. Die deutsche Prosa setzt frühzeitig und in ganz Deutschtirol gleichmäßig ein; die deutsche Urkundensprache beginnt überhaupt seit der zweiten Hälfte

des dreizehnten Jahrhunderts; in Tirol haben wir die älteste in deutscher Sprache aus Imst von 1265, eine aus Bruneck von 1287, aus Klausen von 1296, aus Altenburg (uf der burch ze Altenburch) bei Kaltern 1307, sie haben rein deutsche Sprache, u. a. auch die echtbairischen Wochentagnamen eritag = Dienstag, pfinztag = Donnerstag.

In die erste Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts fällt die deutsche Abfassung des Meraner Stadtrechtes. Wie groß die Geltung der deutschen Rechtssprache im fünfzehnten Jahrhundert war, kann man daran ersehen, daß im Jahre 1463 die lateinischen Trienter Statuten ins Deutsche übersetzt wurden, die erste italienische Übersetzung kam im sechzehnten Jahrhundert zustande. Seit dem dreizehnten Jahrhundert erscheinen die tirolischen Weistümer in deutscher Sprache.

Tirolische Dichter der mittelhochdeutschen Zeit zeigen in der Sprache ihrer Dichtung wenig Eigenart, sie haben sich der Dichtersprache wie andere bedient, so daß man nur aus Namen wie Rubin, Walther von Metz, Hartmann von Starkenberg auf die tirolische Heimat schließt. Zahlreiche Handschriften des Nibelungenliedes sind an der Etsch abgeschrieben worden, und Sprachformen, welche die Abschreiber in den alten Text hineingebracht haben, können aus tirolischer Mundart erklärt werden, so Wurms für Worms, Wurms ist die tirolische Form für Bormio an der Stilfser-Joch-Straße, das ferne Worms kannte man an der Etsch nicht; oder Etzelin Etzelein für Etzel, der Name Ezzelino war im Süden Tirols damals bekannt.

Deutsche Dichtung wurde im Ausgang des Mittelalters in Südtirol reichlich gelesen, und mancher Adelssitz an der Etsch wird wie die Vintler auf Runkelstein damit wohl versorgt gewesen sein. Die eigenartige Stellung, welche der Südtiroler Oswald von Wolkenstein (1377 bis 1445) in der deutschen Dichtung einnimmt, erklärt sich dadurch, daß er aus Quellen schöpfen konnte, die anderswo längst versiegt waren. Die Sprache seiner Dichtung ist ganz und gar deutsch, es zeigt sich bei ihm keine Spur einer Beeinflussung von seiten des Romanischen, trotzdem seine Heimat an der ladinischen Sprachgrenze liegt und der weitgereiste und sprachenkundige Mann sicher auch mit romanischer Dichtung vertraut war. Oswalds Dichtersprache ist stark tirolisch gefärbt, aber es ist eine über der Mundart stehende Schriftsprache, und er ist sich bewußt, daß er der Mundart als solcher aus dem Wege geht; er führt einen Bauer vor, der einer Adeligen huldigt und mit seinen mundartlichen Lautformen auffällt; die Mundart soll neben der gehobenen Dichtersprache als grob und ungefüge erscheinen. Zu literarischer Geltung ist die Mundart erst in der Gegenwart gekommen, und hier ist Südtirol sehr gut vertreten. Nicht wenige Schriftsteller bedienen sich der Mundart. In manchen Stücken ist das Südtiroler Alltagsleben in trefflicher Weise geschildert, natürlich und sprachgetreu, gemütlich, aber auch gemütvoll. Was da geleistet wird, ist Kleinkunst, aber sie steht nicht unwürdig an der Seite Nordtirols, wo der Innsbrucker Mundart in Karl Schönherr der große Künstler erstanden ist.

Neuere deutsche Dichtung aus Südtirol

Von

Dr. Anton Dörrer

1.

Mit der Sprache eilt die Erinnerung in Jahrhunderte des Mittelalters zurück, da Tirol schon ein angesehenes und reiches Land war, da Feld- und Bergbau gediehen und zwischen den hohen Bergen sich der menschenbelebte Handelsweg von Deutschland nach Italien zog, auf dem der Augsburger wie der Venezianer reiche Warenzüge führte. Da waren schon längst des Liedes Kraft und der Erzähler Reichtum in diesen Tälern eingebürgert und hatten der Herzen Lust und Leid und Streit in das

Landschaftsbild getragen. Aus dem reichen südtirolischen Minnesang klingen Namen bis heute fort, so Herr von Rubein (Obermais bei Meran), Reinmar der Fiedler, Burggraf von Lienz, Hartmann von Starkenberg, Besitzer vieler Schlösser im Etschland, Friedrich von Sonnenburg (St. Lorenzen); Walther von Kronmetz (=Deutschmetz an der Sprachengrenze), Oswald von Wolkenstein auf Hauenstein am Schlern und auf Kastelruth und Hans von Vintler. Dieser letzte ließ an der Wand seines Söllers auf Runkelstein Gestalten aus den höfischen Epen und deutschen Sagen verewigen, die in unserem Berglande noch fortlebten, als sie in anderen Gauen längst durch fremde Stoffe verdrängt waren. Runkelstein wurde die Lieblingsburg des Kaisers Max, der die Gemälde erneuern und die alten Epen von Dietrich von Bern, Goldemar von Kematen und König Laurins Rosengarten im Heldenbuche an der Etsch gleich den Nibelungen, der Kudrun, des Erek und Biterolf aufzeichnen ließ.

Seit Ende des vierzehnten bis hoch ins sechzehnte Jahrhundert entwickelten Bürger in Sterzing, Bozen, Brixen und Hall, selbst in Trient und zu „Cafleß in Fleims" geistliche Volksstücke und Fastnachtsspiele zur reichen Nachahmung in deutschen Landen. Leider folgte der religiösen und sozialen Bewegung die Verwilderung von Text und Darstellung. Auch die Jesuiten und der Hof zu Innsbruck beeinflußten in ihren alttestamentlichen Moralitäten, Historien und Festspielen die kirchlich-volkstümlichen

Aufführungen und brachten den barocken Übergang in die Passionen, die im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert und erst recht wieder während der letzten Jahrzehnte sich in Alpendörfern ausbreiteten. Benedikt Edelpöckh hob in der Widmung seiner „Comedi von der freudenreichen Geburt Jesu Christi" im Jahre 1568 an den kunstsinnigen Stifter der Ambraser Sammlungen, Erzherzog Ferdinand, der selber 1584 das erste deutsche Prosadrama „Spiegel des menschlichen Lebens" verfaßte, hervor, die Tiroler besäßen von „alters her sonderliche Lieb und Neigung, auch zu agieren". Also folgt der Ruf der Erler, Thierseer und Brixlegger Passionsspieler, der Pradler Bauernbühne und der Meraner Anno-Neun-Darsteller dem alter „Inspruggischer Comödianten" nach, die im sechzehnten Jahrhundert zu Wien, sogar in Laibach und Prag, mit ihrem Spielplan (zum Beispiel eigenem „Faust") angesehen waren wie etwa heute die Exl-Leute. In Tirol genossen im siebzehnten Jahrhundert wandernde englische Komödianten besonderen Ruf.

In ihrer eigentümlichen Vermischung ausgebreiteter Barockgelehrsamkeit und frischer Volkstümlichkeit erhielten sich die Persönlichkeiten der religiös-politischen Streitzeit, die Jesuiten Tanner, Brunner, Rader und vor allem der Benediktiner Georg Scherer, dessen Sprachreinheit und Redegewandtheit der seiner größten Zeitgenossen kaum nachsteht, auch Weihbischof Johannes Nas und Melchior de Fabris als Polemiker, Satiriker und Prediger

ihre tirolische Eigenart, die beim Verfasser der Sittenlehren, dem Haller Arzte Hipp. Guarinoni, noch durch seine Liebe und Schilderungen der erhabenen Hochgebirgsnatur hervortritt. Im Volke aber gediehen Trutzlieder aus dem Spanischen Erbfolgekriege, Schnadahüpfln, Sternsinger- und Weihnachtslieder, Heiligen-, Ritter- und Räuberstücke. Das Volkslied breitete sich reichhaltig in verschiedenen Zweigen bis tief ins neunzehnte Jahrhundert aus. Die von dem Tiroler Literarhistoriker Hofrat Dr. J. E. Wackernell geleitete Sammlung beläuft sich heute auf 25 000 Lieder. Die gebildeten Kreise pflegten das Gesellschaftslied. Dagegen drang in Tirol die italienische Schäferpoesie und der französische Klassizismus nicht durch. Ein gesunder Sinn hielt und hält von Verstiegenheiten der wechselnden Moderichtung ab, so daß „das Verspätete" als „einer der Charakterzüge des Tiroler literarischen Lebens" (Nadler) bezeichnet werden konnte.

2.

Im Jahre 1797 beginnt das Heldenzeitalter der tirolischen Befreiungskriege, das nun auch in der Literatur die folgenden drei Jahrzehnte beherrscht und in der Stoffwelt bis auf Kranewitter und Schönherr fortwirkt. An der Spitze steht Franz Zoller, der Verfasser des Spingeser und anderer Kriegs- und Schützenlieder. Ihm folgen die Vintschgauer Brüder Primisser, Cassian, der Gottschedianer,

und Johann, der Dichter des Kriegsliedes „Den Stutzen hear beim Saggara" und der Historien von Herzog Friedrich, Martin Sterzinger und vom Landsturm 1797. Von ihrer mundartlichen Richtung leiteten die Dramatiker Alois Weißenbach („Glaube und Liebe", „Der Brautkranz"), J. K. Wörndle („A. Hofer, ein tirolisches Nationaltrauerspiel"), Ben. Mayr („A. Hofer oder die Tiroler sind getäuschte, aber gute Menschen") und J. v. Hormayr („Leopold der Schöne") zur Kunstdichtung über. Des Bozeners Andr. Erhard Schillernde Bekehrungstragödie „Heimeran" erhielt vor Uhlands „Ludwig der Bayer" den Königspreis, welcher er sein bedeutenderes historisch-romantisches Trauerspiel „Wallace" nachfolgen ließ. Die Epik ist nur schwach vertreten. Wieder sind Weißenbach („Aigen"), Mayr („Hala") und Wörndle, sodann noch der Sarntaler Herkulan Oberrauch („Aufruf der Deutschen von einem Deutschen"), gleich Mayr ein bedeutender Kanzelredner, zu nennen. Die ersten drei treffen wir auch unter den Lyrikern. Die erlebten Freiheitskämpfe ringen ihnen Gelegenheitsgedichte ab. Der begeisterte Tiroler Joh. B. Rinna R. zu Sarenbach aus Enneberg singt die Klopstocksche Ode „An die Tiroler" und dichtet ein Gegenstück zu Lessings „Nathan" in „Was ist die Wahrheit?" Die Didaktik gewinnt ein reiches Feld, das J. Fuhrmann durch Reimsprüchlein und Fr. Pöder aus Tscherms durch Schuldramen pflegte.

3.

Gegen Ende des dritten Jahrzehnts des neunzehnten Jahrhunderts tritt ein neues Dichtergeschlecht hervor, das sich um Beda Weber aus Lienz, Professor in Meran, Advokat Josef Streiter aus Bozen und Johannes Schuler aus Matrei, Professor in Innsbruck, zu einem heimatstolzen, romantischen Tirol gruppierte. Streiter gab den ersten Jahrgang des Almanachs „Alpenblumen aus Tirol" (1828 bis 1830) heraus und stellte selbst den Anfang seines O. v. Wolkenstein-Dramas, die Künstlernovelle „Schauspieler" und die liebliche Legende „Tallilie" bei; der hervorragende Meraner Orientalist Pius Zingerle hübsche Naturlieder und eine arabische Erzählung von der Bürgschaft; Schuler die gefühlsreiche Brieferzählung „Liebeswahnsinn"; Weber sechs ernst-erhabene, an Schiller und die Romantiker gemahnende Lieder. Der zweite Jahrgang in gewählterer Ausstattung und Auslese erringt unter Schulers Leitung mit seiner wohlgerundeten Erzählung vom Absamer Geigenmacher Jakob Stainer großen Beifall. Weber wandelt mit idealistischen Phantasien von Hocheppan auf romantischen Gefilden. An heiterer Lyrik liefert S. Strobl, an geistlicher P. Zingerle das Beste. Im dritten Bande führt Weber seine Prosaepik fort. Streiter gelingt die Schnurre vom „Fensterln" besser als die „Schützenbraut". Der Abnehmermangel ließ den Almanach eingehen. Stiller wurde es auf dem heimischen Parnaß.

Der vielseitige Beda Weber widmete sich Studien über O. v. Wolkenstein, dessen Gedichte er als Erster herausgab, und über die aufgefundenen Titurel- und Nibelungenhandschriften und schrieb die noch heute wertvollen Führer durch Passeier und Tirol und sein schwungvolles Denkbuch der Erbhuldigung des Landes. Phantasie und Gestaltungskraft, Vaterlands- und Volksliebe sprechen aus seinen „Liedern aus Tirol". In den religiösen Gedichten verschwimmen die Gedanken oft in stürmischer Überschwenglichkeit. Auch als Mystiker, Politiker und Pfarrer von Frankfurt a. M. hat Weber sich später hervorgetan. Seine „Charakterbilder" und „Cartons" zählen zur besten zeitgenössischen Prosa. Aus den 1843 erschienenen Dichtungen Streiters (Berengarius Ivo) treten das Märchendrama „Die Lebensquelle" und rührend zarte Sterbelieder hervor. Von Streiters Schwiegersohn Ferdinand Weller stammt das Kampflied gegen die ins Land gedrungenen Italiener (1848):

„Sie sollen uns nicht trennen —
Den Süden von dem Nord —
Solang wir uns noch nennen
Der deutschen Grenzen Hort.

Sie sollen sie nicht haben,
Des Brenners Scheidewand;
Sie sollen erst sich graben
Ihr Grab in unserm Land!"

Der Volksmund dichtete den letzten Vers entsprechend den Ereignissen um: „Ihr Grab im eignen Land!"

Unter den „Alpenblümlern" erscheint auch der trotzig-kühne Freund Schuberts aus Patznaun, Johann Senn, der durch Gedankenschärfe und Tiefe seiner Naturlieder und tirolerisch begeisterten Gedichte („Adler, Tiroler Adler, warum bist du so rot?") und durch seine Spruchweisheit hervorragte, in der Form aber blieb er meist hart und schwerfällig — ein alpenländisches Charakteristikum der älteren Periode. Durch derb-satirische, glutige Giovanelli-Sonette wies er die Jungen, wie Hermann v. Gilm, auf das politisch-religiöse Streitlied, in dem alte Ständerechte des Landes und die Geistesfreiheit gegenüber dem System Metternichs gefordert wurden, unter welchem alle Tiroler Literaten schwer litten. Gilm, einer der größten deutschen Lyriker, sang in Innsbruck und Schwaz, in Bruneck und Rovereto die hellsten Liebes- und Freiheitslieder. Die Tiefe und Macht seines Fühlens, sein freier, offener Natursinn, seine Einbildungskraft und sein Anschauungsvermögen wurden in Bruneck durch den landschaftlichen Reiz und Reichtum, durch die geistreiche, frohe Gesellschaft und das Entgegenkommen der Amtsvorstände, des Gubernialrats v. Kern und besonders des Topographen Deutschtirols, J. Staffler, genährt. Einen wertvollen Liederkranz wob er um seine Liebe Sofie Petter. Nicht minder reich ist diese Zeit an Schützenliedern. Froh begrüßte Gilm das wiedergegebene Waffenrecht der

Tiroler, feierte das eigenartige Schützenleben und besang Treue und Liebe zur Heimat: „Wir sind Deutschlands Grenzsoldaten, seiner Freiheit Grenzenwacht!“ In Welschtirol fühlte sich Gilm trotz seiner heißen und farbenbunten Sonette „An eine Roveretanerin“ vereinsamt und benachteiligt und besang bald begeistert, bald voll Bitternis sein deutsches Tirol, die herrliche Alpennatur mit ihrer wechselnden landschaftlichen Größe und Anmut in frischgeschauten Bildern. Das Jahr 1848 begrüßte er:

„Wir wollen alle Brüder sein,
An Deutschlands Brust uns schmiegen,
An Inn und Eider, Donau, Rhein
Uns in den Armen liegen.

Frischauf, Tirol, und wag es frei,
Dem Licht ins Aug' zu schauen!
Frischauf, Tirol, und hilf aufs neu
Am deutschen Dome bauen!“

Später dichtete Gilm noch mehrere ergreifende Balladen, wie „Jakob Stainer“, den in neuerer Zeit J. Erler und H. Leiß dramatisch bearbeitet haben.

4.

Stud. med. Adolf Pichler aus dem tirolischen Passionsspieldörfchen Erl führt in „Frühliedern aus Tirol“ (1846) ein neues Geschlecht in die anschwellende Landesliteratur

ein. An geistiger Tiefe und dichterischer Verwandtschaft steht der noch alle übertönenden „Nachtigall Tirols“ (Gilm) der frische, viel zu früh verstorbene Alois Meßmer, der Preisträger für das beste Schützenlied, am nächsten. Sein umfangreichstes Werk, drei Bändchen „Reiseblätter“ in bester Prosa, zeigen feinen Geschmack, gründliche Kunstkenntnis und scharfe Beobachtungsgabe; die noch wertvolleren, sorgfältig geglätteten Lieder, zarte, filigranartige Gebilde entzückender Reinheit und Klarheit, von echt deutschem Gemüt, edelster Menschenliebe und kindlicher Freude an Leben, Natur und Menschheit. Sein Freund, der Meraner Autodidakt J. V. Zingerle, tat sich bald mehr in der Volkskunde und Germanistik als in der Lyrik hervor, eine echte Simrock-Natur und ein guter Freund der Brüder Grimm und Mitarbeiter von Fr. Pfeiffers „Germania“. In Tirols Märchen- und Sagenwelt hatte ihn J. Thaler (Lertha) aus Ulten eingeführt, dessen Bardengesänge und Xenien heute vergessen sind. Wie Zingerle, zählt auch der zarte innige Lyriker Cöl. Gschwari aus Meran zu den Schülern Webers. In der Prosa wurde die Dorfgeschichte gepflegt, nachdem schon im Jahre 1797 J. Huber einen Vorläufer von Gotthelfs „Uli“ in der Erzählung „Der Bauer in Ried“ geschaffen hatte, so von J. Schöpf und von dem Jugendbildner und Ästhetiker A. Flir in seinen „Bildern aus den Kriegszeiten Tirols“. Der politische Publizist H. v. Perthaler aus

Olaug machte sich als Mitbegründer der österreichischen Verfassung neben Minister Schmerling verdient. Der geistreiche Historiker, Politiker und Erzähler J. Ph. Fallmerayer aus Tschötsch veröffentlichte als Frucht seiner Griechen- und Orientreisen die dramatisch bewegten „Fragmente aus dem Orient" und eine Geschichte des Kaisertums Trapezunt. Gleich den Großdeutschen Weber, Schuler, Flir und dem Dichterarzt A. Purtscher gehörte Fallmerayer der Frankfurter Nationalversammlung an.

Bis zum Jahre 1848 steigerte sich die Hoffnung, die ersehnten ideellen und politischen Landesfreiheiten wiederzuerringen. Mit Begeisterung nahmen die Tiroler am deutschen Nationalparlamente teil. In einem dunklen Drange hielten sie zäh an einem einheitlichen Vaterlande fest. Bald sahen sie sich arg enttäuscht und wandten sich vor einem Umsturze ab. Mit dem schwarzrotgoldenen Banner zog Adolf Pichler an der Spitze einer akademischen Legion an die bedrohte Landesgrenze. Zurückgekehrt, fand er sich als Deutschtümler und Barrikadenmann verdächtigt. Erst allmählich konnte er sich, wie seine kulturhistorisch bedeutsamen Aufzeichnungen berichten, seinem Berufe als Mittel- und später als Hochschullehrer der Mineralogie und Geologie widmen. Gerne gab er sich der Literarwissenschaft und Poesie hin, in der allein dem Dichter das Leben wahr werde. Während die politischen und religiösen Kämpfe

um den althergebrachten Ständetag und die Glaubenseinheit des Landes tobten und die absolutistische Wiener Reaktion der fünfziger Jahre über Tirol hereinbrach, fand sich die neue Generation zur Gründung des „Phönix, Zeitschrift für Literatur, Kunst und Geschichte, Vaterlandskunde, Wissenschaft und Theater" unter J. V. Zingerles Leitung zusammen, die Pichler mit dem „Schwanenlied der Sibylle" eröffnete. Außer Weber, P. Zingerle, Gilm, Meßmer, Thaler arbeiteten an den drei Jahrgängen der um die Mundarten, die Namenskunde und das Volksleben Tirols verdiente Chr. Schneller und so mancher nichttirolische Gelehrte und Künstler, wie die bayrisch-tirolischen Schilderer und Erzähler L. Steub und Fr. Lentner, mit. Schnellers wenig beachtete Epen „Alpsee" und „St. Valentin" gehören nach Pichlers klassisch-plastischen „Fra Serafico", „Hexenmeister" und „Zaggler Franz" zu den besten im Lande. Pichlers bis in sein hohes Alter wachsende Bedeutung für das schöngeistige Tirol ragt noch über seine Erzählungen, Hymnen, Tiergedichte, Denk- und Sinnsprüche und Dramen dank seiner großzügigen Persönlichkeit hinaus, die sich in seinen Tagebüchern kundgibt und der eines Rosegger, K. F. Meyer oder Hansjakob ähnelt.

Zwischen den Kriegen von 1859 und 1866, welche Tirol zum Grenzland und Bollwerk des österreichischen Staates schufen und dem Lande die natürliche Hoffnung auf ein Großdeutschland unter Habsburgs Vorherrschaft nahmen,

fällt die Herausgabe der „Frühblumen aus Tirol" (1863) zugunsten eines Uhland-Denkmals mit Gedichten von H. v. Vintler aus Meran, der, oft knorrig und bitter gestimmt, alle Schönfärberei verschmäht, von P. Moser und vom verdienstvollen Sammler und Volkslebenschilderer L. v. Hörmann und seiner sonnigen Gattin Angelika, die uns außer tiefempfundenen Liedern die Versepen „O. v. Wolkenstein", die „Saligfräulein" und die „Trutzmühle" schenkte. In dem Wochenblatt für tirolische Belletristik „Die Dorflinde" (1865—66) von J. G. Obrist erschienen u. a. der novellistische Erstling „Das Nähmädchen" von A. v. Hörmann und die beste Erzählung von J. V. Zingerle, „Der Bauer von Longvall", die in dem Almanach „Herbstblumen, Beiträge tirolischer Schriftsteller zum Besten der durch Feuersbrünste geschädigten Bewohner von S. Martino und Terres" (1870) wiederkehrt. Daneben fanden Aufnahme: Gilms verunglückte Erzählung „Die Bierkneipe", Gedichte von dem zum Tiroler gewordenen Schweizer B. Hunold, dem Idylliker Ant. v. Schullern und H. v. Vintler. Den talentierten Erzähler Js. Müller überlebte der prächtige Volksschilderer J. Praxmarer mit der noch heute viel gelesenen Autobiographie „Aus den Flegeljahren in die Mannesjahre".

5.

Mit den siebziger Jahren trat Tirol in eine bewegtere Zeit. Das Bergland wird durch die Brenner- und Arlbergbahn dem Fremdenverkehr erschlossen und zugleich in die großen nationalen und politischen Bewegungen der Nachbarn gezogen. Laut und mutvoll äußert sich der neue Geist in der Poesie und bewährt sich über die Versuche der zwei letzten Perioden hinaus in der Kunst des Stil- und Volksdramas, über die Dorfgeschichte hinaus in der Stimmungsnovelle und im Gesellschaftsroman. Das Epos gedeiht bis in unsere Tage. Die Lyrik dehnt sich am weitesten aus. Naturherrlichkeit, Heimatliebe, Kraft und Geist aus dem reichhaltigen Volksleben und Überzeugungstreue sind auch die Quellen der neuen Strömungen. Nur wird das Bodenständige und Volkstümliche stärker ausgewertet, realistischer stilisiert und persönlicher geprägt. Die Bemühungen zur Erhaltung der eigenartigen Heimat und des kraftvollen Volkstums gegenüber der ausgleichenden Fremdenverkehrsströmung führen über die bisherigen Schilderungen hinaus zu begeisterten, tiefen und künstlerisch ergreifenden Dichtungen. Die jungen religiös-kulturellen Ideen, die nach Anschluß an die weite Welt dürsten, wirken wie gärende Elemente in dem konservativen Lande. Die Heldenzeit und das Bauerntum Tirols erstrahlen in der anmutigen und erhebenden Verklärung eines Defregger

und Domanig. Ihrem idealisierenden Einfluß treten um die Jahrhundertwende die schwere Kraft und die rhythmische Wucht eines Egger-Lienz und der leidenschaftliche Naturalismus eines Kranewitter und Schönherr entgegen. Mit ihnen seien nur etliche richtunggebende und vollgewichtige Künstler erwähnt, gleichsam als die abgeklärten Früchte langen Ringens, als Vertreter jener Kreise, die an den Schluß des bewegten Jahrhunderts den aussichtsreichen Anfang unserer rasch vorwärtsschreitenden Gegenwart knüpften.

Zur Feier der Enthüllung des Denkmals für Walther von der Vogelweide auf dem Bozner Platze gab der gemütvolle Lyriker und Literarhistoriker Ambros Mayr ein prachtvolles „Tiroler Dichterbuch" (1888) heraus, in dem außer den Dichtern des Mittelalters auch die neueren und neuesten mit Gedichtproben vertreten sind. Es war zum ersten Male, daß man über die tirolische Dichtung, die mit B. Weber in den großdeutschen Buchhandel (Cotta) eingetreten war, in solchem Umfange Heerschau hielt, weitere Kreise über den literarischen Reichtum des Landes aufklärte und für die jungen und jüngsten Poeten warb, ein Gedanke, den R. H. Greinz aufgriff und in Beschränkung auf das neunzehnte Jahrhundert durch ein einfaches Büchlein „Liederfrühling aus Tirol" noch 1889 erneuerte. J. Seeber entbietet mit K. Domanig, J. A. Heyl, A. Mayr, A. Müller und Br. Norbert einen dichterischen „Festgruß zur Säkularfeier

des Bundes Tirols mit dem göttlichen Herzen Jesu" (1896). Hugo Greinz und Heinrich von Schullern feiern mit A. v. Wallpach, R. Chr. Jenny, Fr. Kranewitter und A. H. Povinelli in „Jungtirol" (1899) des alten Kämpen A. Pichlers achtzigsten Geburtstag.

Jenny nannte Kastelruth seine Heimat, stellte auch dessen abenteuerlichen Schloßahnherrn Oswald von Wolkenstein auf die Bühne und zeigte, daß er ein Entwurzelter sei, der schließlich als Redakteur des „Tiroler Wastl" seine poetische Begabung versanden ließ. Sein Passionsspiel und sein Volksstück „Not kennt kein Gebot" bekunden Volkskraft, Humor und verinnerlichtes Leben. Povinelli reicht in Gegenständlichkeit und Ursprünglichkeit seiner Epen „Ahasverus in Tirol" und „Mönch und Herzogin" an A. v. Hörmann und Schneller heran. Der kräftige Br. Norbert Stock veröffentlicht religiöse, vaterländische und soziale Zeit- und Streitgedichte und Legenden. Über ihn ragt J. Seeber aus Bruneck als sprachgewaltiger und gestaltungskühner Epiker („St. Elisabeth", „Der ewige Jude", „Christus") und Szenenentwerfer („Judas", „Spinges"). In großartigen, farbenstarken Gemälden sind tiefernste Gestalten derart gewählt, daß die Beziehung auf die Mitwelt sich von selbst ergibt. Sein Schüler Ant. Müller (Br. Willram) kommt aus demselben freundlichen Städtchen, das auch den Akademiedirektor J. Neumair, den eifrigen Literaturanwalt und kulturzugewandten Kriegsschilderer, geboren hat.

Br. Willram brachte mit seiner lodernden Begeisterung für Glaube und Heimat, glutvollen Phantasie und farbenprächtigen, rauschenden Sprache, welche orientalische Bilder gleichwie den weißen Tod der Alpen vor unseren Augen enthüllt, schneller seine Liederbücher „Kiesel und Krystall" bis „Aus goldenen Tagen", seine Versepen „Auf Goldgrund" und „Aus Herz und Heimat" und seine vaterländischen Reden zu Ehren und Ansehen im Lande. Bald visionär in Feuerflammen, bald innig-lieb in Kindeslallen, bald schreckbarernst gleich einem Richter, bald freundlich-mild wie eine Mutter, greift der reichbegabte Poet da in die tiefsten Menschengedanken und ergeht sich dort im Alltagserlebnis.

Das Sterzinger Städtlein hat mit dem Geschichtschreiber J. Hirn auch den Dichter des Freiheitskampfes und Volkstums Karl Domanig hervorgebracht. Seine Stellung zur Heimat ist bezeichnend: „Er sorgte, lehrte, predigte, warnte, schmollte, strafte väterlich und sah überall zu dem, was er für recht hielt", nämlich die Ideale, guten Sitten und Gebräuche des Landes zu pflegen. Aus seiner Gesinnung heraus verklärte er fast wie Defregger die Geschichte Tirols, ja selbst seine Gegenwart und hoffte dadurch die Keime der Zukunft so weit zu verstärken, daß das tirolerisch Echte und Gute erhalten bleibe. Als Poet ging er von der Volkskunst und den Klassikern aus, vom üblichen Weihnachtsduolog über das symbolische Dialektstück „Grobianus Nostranus Tyrolensis" und das

bäuerliche Sagenspiel „König Laurin" bis zu den Historien „Der Tyroler Freiheitskampf" und den Kulturdramen seiner Zeit „Gutsverkauf", „Idealist" und „Liebe Not", von der Kalendergeschichte, der ersten seiner „Kleinen Erzählungen", bis zum Zweckroman „Die Fremden", vom Volkslied bis zu den Epen „Der Abt von Fiecht" und „Um Pulver und Blei". Seine schlichte, echte Darstellung, seine knorrige und doch gemütvolle Männlichkeit und sein tiefgläubiges Tirolertum haben mit Unrecht fast nur dem Erzähler Anerkennung eingebracht. Alle seine Bühnenstücke bestanden ihre Probe vor den Besten. Als Germanist war er gleich Seeber, dem Bearbeiter von Lindemanns Literaturgeschichte, ein Schüler Zingerles. Auch als Numismatiker leistete er Hervorragendes. In Geistesverwandtschaft mit Domanig stehen der Schilderer und Sagensammler J. A. Heyl in seinen blumenreichen geschichtlichen und autobiographischen Geschichten und die Volkserzählerin aus Kaltern, Baronin Marie Buol, die gleichfalls den gesunden Realismus im Schildern des Alltagslebens mit dem religiös-patriotischen Idealismus der Gesamtauffassung verbindet. Sie kennt und liebt das einfache Volk und stellt es schlicht und natürlich dar. Von ihren ersten Erzählungen: „Das Geheimnis der Mutter" bis zur großen historischen „Die Gamswirtin", hat sie erfolgreichen Aufstieg genommen. Der beliebteste Bauernerzähler wurde in den letzten fünfundzwanzig Jahren Seb. Rieger (Reimmichl) mit naiven, gemütstiefen und

humorvollen Geschichten: „Aus den Tiroler Bergen", „Im Tirol drinn'", „Weihnacht in Tirol" u. m. a., so daß er selbst in seiner Zeitung, dem „Tiroler Volksboten", sozusagen nur mehr als Stimme des Volkes schreibt. Was dieser Defereggersohn für ganz Tirol, gilt Lor. Leitgeb für das Antholzertal. Als originelle, seltsame Erscheinung spricht J. Steck (Etschwin) ohne Rücksicht auf die moderne Formkunst sein Innerstes und die Tiefen der Volksseele in Gedichten und Erzählungen (z. B. „Hochwiesen", „Harte Wahl") aus. Steck hat sich durch die Gründung des Tiroler Volksbundes als einer der Erhalter des Deutschtums an der bedrohten Grenze neben Wackernell, Rohmeder und Edgar Meyer hervorgetan.

6.

Neben solchem Idealismus gemächlicher, allgemein tirolischer und oft recht großzügiger Heimatkunst entwickelte sich ein derber Realismus in farbiger Holzschnittmanier, der witzig und spöttisch die bäuerlichen Erlebnisse und Leidenschaften in Anekdoten schildert. Wir begegnen solchen bei Jenny. Der Meraner Karl Wolf schrieb seine zahlreichen urwüchsigen Geschichten (z. B. den ersten Band der „Geschichten aus Tirol", „Sixt und Hartl", „Die alte Posterin", „Tiroler Treue") allmählich mehr zur Unterhaltung der Fremden als für die Einheimischen

mechanisch weiter. Diese Richtung verschlechterte der bekannte Humorist und Erzähler R. Greinz „draußen im Reich" bis zum Typus. Zuerst gestaltete er in Marterln und Skizzen ein gut Stück Tiroler Volkstum hinein. Seit einem Dutzend von Jahren erscheint regelmäßig vor Weihnachten ein Tiroler Unterhaltungsroman aus seiner Feder, in dem die naturalistischen Schilderungen von Tiroler Bürgern und Kleinstädten oft trefflich gelingen. Carl Zangerle aus Meran, ein feiner Novellist, der Sprache und Dialog beherrscht, schöpft lachende „Meraner Geschichten" und ernst-tiefere Skizzen: „Jörg der Reimer", aus dem besten Volkstum. Der Bozener Otto Rudl stellt sich mit Hiasl-Humoresken, herzfrischen Ichgeschichten, seit K. v. Lutterotti in die erste Reihe der Dialektdichter. Sein Mitbürger O. F. Luchner (Pacificus Kaßlatterer) tritt mit satirischen Erzählungen und Versen in der „Jugend" auf. Die Sarntalerin Cl. Poelt aus Nordheim charakterisiert in kleinen, oft packenden Skizzen die Eigen- und Mundart engerer Landsleute. Die Problemromane „J. Brunner" und „Dr. Urthaler" der Meranerin Henriette Schrott (Pelzel E. v. Staffalo) leuchten von warmer Liebe und aufstrebendem Talente. Sie wurde zuerst mit ihrem durch seine Wirtschaftsromane bedeutsamen Vetter H. Schrott-Fiechtl verwechselt. Über den Bildern des Reiseerzählers P. Klotz aus Kaltern ruht verklärend der Duft romantischen Stimmungszaubers und stillachenden Humors eines fein empfindenden Dichters.

Arthur von Wallpach, der Schloßherr von Anger bei Klausen, hat das Erbe Pichlers und Gilms zuerst als Vorkämpfer eines mythisch-germanischen Heldentums und Sozialismus aufgefaßt. Wild, heiter und sonnig, kampffroh und knorrig, trat der Heimatstolze mit kernig-schönen Gedichten hervor. Allmählich hat sich der Dichter des „Bergbrevier" (in dem wir auch Ant. Renk, Al. Burckhard, K. Dallago und P. Rossi kennenlernen), der „Sonnenlieder", „Kreidenfeuer und Herdflammen" und des „Tirolerblut" einem christlichen Monotheismus genähert und innigere Formen angeeignet. Wallpach bereichert die deutsche Sprache mit heimatlichen Lauten und Worten, kühnen Formen und feinen Bildern der Landschaft. Sein innerstes Wesen ist weich und zart, sein ehrlicher Zorn von umstrickender Eigenart. Ein Jünger Nietzsches und Walt Whitmans, K. Dallago aus Bozen, sucht in der Natur das Ursprüngliche, das Chaos, den Weg zum eigenen Ich. Er haßt, verfolgt die sich selbst genügende Welt, das Kirchentum, den Konventionalismus und vorherrschenden Rationalismus und zeigt selbst, daß er mit seiner Idee zur Knechtung der Andersgläubigen, also zur selbstbekämpften Idee führt. Dallago ist ein leidenschaftlicher Liebesdichter und Landschafter der Einsamkeit und des Gedankens. Er knüpft an „Strömungen", „Spiegelungen", „Geläute" der Natur in zartestem, seelisch sinnlichem Sicheinsfühlen und kraftvollem Erfassen. L. v. Ficker steht ihm als Anhänger von Krauß' reiner Welt in verständnisvoller

Nähe. B. del Pero aus Sulzberg, der Dichter der ergreifenden Pembaur-Komposition „Die Schlacht am Berg Isel", huldigte in seinen „Spuren des Lebens", in der Höhensehnsucht und Gipfelseligkeit seiner stillen Natur- und Liebeslieder dem Erdsein. Der lyrische Landschafter P. Rossi zählt noch zu den Verschwiegenern, Verheißungsreichen gleich den Dramatikern M. Mages und A. Außerer („Dido", „Salmoneus"), dem Expressionisten J. G. Oberkofler, dem Waldpoeten P. Tschurtschenthaler, dem Liederdichter K. v. Riccabona und dem vielseitigen K. Schoßleitner. Endlich den Kunstkennern J. Weingartner, Verfasser des Priesterkandidaten- und Bekenntnisromans „Über die Brücke", und J. Garber; O. Menghin, dem Sohne eines Meraner Volksschriftstellers, J. Meusburger, J. Wenter, M. Waldhart und J. Baumgartner, die sich über viele hinaus im Liederalmanach „Das jüngste Tyrol" (1909) hervorgetan hatten.

7.

Es erübrigt sich, in diesem engen Rahmen das Herauswachsen der Erzählungskunst eines Hans von Hoffensthal („Maria Himmelfahrt", „Helene Laasen", „Buch vom Jäger Mart", „Lori Graff", „Hildegard Ruhs Haus", „Marion Flora", „Moj"), Albert v. Trentini („Lobesamgasse 13", „Komtesse Tralala", „Der letzte Sommer", „Unser Geist") und Rich. Huldschiner („Das adelige Schützenfest",

„Starkenberg", „Nachtmahr", „Tod der Götter") aus Südtirols seelischer Landschaft entsprechend ihrem Ansehen darzustellen. Sie bieten im Anschlusse an unsere letzten großen Lyriker eine neue episch-psychologische Stimmungskunst der Heimat, ein Reich voll Schönheit und Sehnsucht, Farbe und Musik, aus Landschaft und Seelenleben in eins zerflossen. Hoffensthal gestaltet am Ritten plastische Romane von Tiroler Heimweh und Heimatkunst. In den meisten steht eine Frau im Mittelpunkte, und mit dem Psychologischen ist das Landschaftliche in tiefer Innerlichkeit verschmolzen. Der Arzt und die soziale Frage drängen sich vor. Überall glänzende Farben, reiche Modulationen, intime Stimmungen, Naturreligion. Trentinis heißblütige Leidenschaft und berauschende Landschaftsschilderung weisen in noch südlichere Gesellschaft. Er stellt gern ihre Abgründe dar, gestaltet z. B. ergreifend das Schicksal eines modernen, zerrütteten Musikers, der vor seinem Tode mit einem in Jesu Lehre lebenden Kinde zusammentrifft und davon tief erschüttert wird, und drängt seine seelisch und sittengeschichtlich ergreifenden, leidenschaftlich großen und herben Menschenschicksale zurück in symbolische Naturerlebnisse von übertretender innerer Fülle. Huldschiner lebt im Schatten der Dämmerung, der Romantik, des Sonderlichen, ein sicherer Gestalter, Kämpfer und Künstler, der gleich Trentini noch im Aufstieg steht.

Wie die Werke dieser drei Bozener Erzähler, so gehören die Dramen „Bildschnitzer", „Sonnwendtag", „Familie",

„Erde", „Königreich" bis „Volk in Not" von K. Schönherr, so — vielen vielleicht noch unbewußt — die herben, tragischen Bauerncharakterstücke „Michl Gaißmayr" bis zum Einakterzyklus „Die sieben Todsünden" von Fr. Kranewitter, so Kulturbilder von Heinrich v. Schullern und etliche andere Dichtungen gerechterweise zum Gemeingut der besten deutschen Literatur. Leider entziehen sich diese Schöpfungen, weil nordtirolischer Abstammung, der Berücksichtigung.

Aber schon aus den Andeutungen mag man entnehmen, daß südlich des Brenners der Roman, nördlich das Drama dermalen die besten Früchte zeitigen. Daß die Südtiroler Dichter von den Landschafts- und Lebensstimmungen, die Nordtiroler von Charaktergegensätzen und Leidenschaften ausgehen; daß dort mehr gesellschaftliche, adelige Stoffe in vollendeter Form, hier bürgerlich-bäuerliche mit gewaltiger Kraft behandelt werden. Selbstredend läßt sich eine tatsächliche Sonderung nicht durchführen. Die ganze deutschtirolische Literatur gehört in den Rahmen der alpenländischen, miteingeschlossen der südbayrischen. Die starkentwickelte Landesart der Tiroler, die geschichtliche, landschaftliche, kultur- und sittengeschichtliche Absonderung Tirols haben aber auch die literarhistorische Sonderstellung des dichterreichen Landes begründet und mehr und mehr bestärkt, je freier dieses Bergbollwerk der Außenwelt und den allgemeinen Geistes- und Literaturbewegungen zugänglich

gemacht wurde. Landschaft, Herkunft, Bildung und Beruf individualisieren den einzelnen Tiroler Dichter neben seiner Begabung und geben zusammen das reiche Mosaikbild.

Wir sind übrigens schon in das Heute des tirolischen Schrifttums gedrungen. Es gibt in ihm keinen Augenblick des Stillstandes, nur kräftigen Fortschritt, gärende Bewegung, heiße Schaffenslust. Nach Gestaltung höchster Probleme zielt die Moderne mit modernen Mitteln und rückt sich wiederholt in den Brennpunkt deutscher Dichtung, die durstig an den reinen Bergquellen schlürft. Einer noch unübersehbaren Fülle von Kraft, von Talenten, Originalen und Kernmenschen begegnen wir. Offener, ehrlicher Geist, gesunder Sinn und fester Wille äugt aus den Kraftnaturen des Bergvolkes. Das weltbekannte, abgeschlossene Felsland und seine heldenhafte Geschichte, die gesunde Einfachheit der Bevölkerung und ihre ruhige Entwicklung sicherten den mit Phantasie und Gemüt besonders begabten Bewohnern künstlerischen Aufstieg. Freilich sahen und sehen noch heute nicht alle Tiroler Künstler über die hochgetürmten Alpen hinaus (und noch weniger werden von draußen beobachtet). Manche haften mit ihren Blicken am Talboden, ihrer Welt, fest. Sie sind das Lehrgeld, das Tirol aufbot und -bietet, um der deutschen Kunst schließlich das Beste zu gönnen, und sie haben als Mittler wenigstens bei der Einschätzung dieser Besten Anrecht auf Beachtung. Denn sie fühlen sich in diesen, die

ihre Gedanken und Formen, vielleicht ohne sie zu kennen, im Anschlusse an die Forderungen der sich auswirkenden Zeit entwickelt und zur Vollendung gebracht haben.

Zahlreich sind Tirols Dichtergäste, wie der im Vorjahre heimgegangene Hochlands- und Christussänger A. Lieber, der Verfasser des Bergromans „Excelsior", G. v. Ompteda, der Meister der Bozener Mären H. Hoffmann, der Landschaftschauer R. Strohschneider, der Volksseelensucher R. Bredenbrücker, der sozialethische Dichterdenker K. E. Hirt, der Arbeiterpoet A. Petzold, der Kirchenliedersänger Gaud. Koch u. v. a. Noch reicher schwillt die Literatur an, die ihre Stoffe aus dem Lande lieh, dessen Loblied sang, dessen Volk feierte. Tirol hat in der außertirolischen Kunst, auch in der nichtdeutschen, einen guten Klang. Man hat dieses Land seit langem als ein Schmuckkästlein geschätzt und kann es nun, einiger imperialistischer Politiker wegen, nicht teilen, ebensowenig seinen Gehalt, sein Volk und seine Dichter, ohne das Ganze zu vernichten. Der Tiroler hat nie eine Brennergrenze gekannt, weil er damit sich selbst hätte entzweischneiden müssen, den Bestand seines Volkes, die jahrtausendalte Geschichte, Kultur und Kernart, aus denen seine urkräftige und oft einflußreiche Dichtung des Mittelalters wie der neuesten Zeit, der tatenfrohe Idealismus und der bodengesunde Realismus deutschen Volkstums erstarkt ist.

„Darin sehe ich ein Zeichen, daß hier im stillen ideale Mächte walten, die eine höhere Sehnsucht und mehr Leistungsfähigkeit innehaben, als noch im öffentlichen Leben zum Vorschein gekommen ist. Darf ich einen Wunsch für dieses Volk aussprechen, so wäre es dieser: Es adelt ein Volk, die ehrenvolle Vergangenheit und die alten Traditionen hochzuhalten: es adelt noch mehr, mit Bewußtsein und Mut für die Zukunft zu arbeiten. Es lebe das alte — und besonders das junge Tirol!" (Björnstjerne Björnson.)

Aus älterer Kunstgeschichte

Von

Dr. Josef Garber

Sekretär des Staatsdenkmalamtes

Auf den uralten Völkerwegen, die das Land durchqueren, lärmte immer viel Krieg durch seine Berge, im Gefolge blühenden Handels zogen aber auch die heiteren Künste durch das deutsche Grenzland und bestellten es mit einem überaus reichen Denkmalbestande, der Zeugnis von der Stellungnahme Tirols zum Entwicklungsgang der allgemeinen Kunstgeschichte und seines Volkes Eigenart gibt.

Durch die Aufdeckung karolingischer Wandgemälde in der St. Benediktkirche bei Mals im oberen Vintschgau

erhielt das Land ein tausend Jahre altes Denkmal wiedergeschenkt, dessen Stil deutlich den Zusammenhang mit der karolingischen Malerschule von Trier vor Augen führt. Nahe bei Mals wurde 1160 das Kloster Marienberg gegründet. Die Gemälde der Krypta, wo auch die deutschen Stifter dargestellt sind, erweisen sich von der Reichenauer Schule abhängig, während jene der Frauenkirche von Brixen mit der Malerschule von Regensburg zusammenhängen. Da endlich die Wandgemälde in der Schloßkapelle in Hocheppan auf Einflüsse der Salzburger Schule zu weisen scheinen, sehen wir schon in der ältesten Kunst Tirols eine Reihe der bedeutendsten deutschen Kunstschulen auf das Land wirken. Als hervorragendes Baudenkmal sei die Kirche des Stiftes Innichen (zwölftes Jahrhundert) genannt, das ursprünglich von Herzog Tassilo von Bayern 769 gegründet worden war.

In der Bischofsstadt Brixen hatte sich um 1350 eine selbständige deutsche Malerschule entwickelt. Sie schmückte die Johanneskirche mit künstlerisch sehr hochstehenden Bildern und griff auch durch die Bemalung des Schlosses Aufenstein bei Matrei auf das an Denkmälern bis dahin arme Nordtirol über.

Für die ganze deutsche Kunstgeschichte einzigartige Denkmäler haben sich in den profanen Gemälden des Schlosses Runkelstein bei Bozen und Lichtenberg im Vintschgau erhalten. Der ritterlichen Poesie die Stoffe entnehmend, schmückten deutsche Maler Runkelstein mit

Bildern aus den Epen „Garel im blühenden Tale" und „Triſtan und Iſolde", ferner mit berühmten Königen, Helden, Liebespaaren und Rieſen und Darſtellungen höfiſcher Beſchäftigung in Tanz, Ballſpiel, Jagd und Turnier. Der Ritter und der Frauen Freuden ſind auch in Lichtenberg gemalt, weiter die einheimiſche Sage vom Kampfe König Laurins im Roſengarten mit Dietrich von Bern. Die beiden Denkmäler aus dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts ſind durch deutſche Inſchriften erklärt.

Während Italiens Kunſt vor verſperrten Toren im Süden wartete, blühte nun deutſche Gotik überall im deutſchen Lande in üppiger Pracht. Drei Malerſchulen mit ausgeſprochen eigenartigem Lokalcharakter machten es zu einem der reichſten Träger mittelalterlicher Kunſt. Sie ſaßen in Bozen, Meran und Brixen, ihre Hauptmeiſter Hans Stockinger, Meiſter Wenzel und Jakob Sunter ſind durch Inſchriften bekannt. Die Errungenſchaften der Kunſt Giottos, die damals in die ganze mitteleuropäiſche Malerei übergingen, wurden in bodenſtändiger Eigenart verarbeitet. Hans Stockinger malt 1407 die Pfarrkirche von Terlan, im Kreuzgange von Brixen wird hundert Jahre lang Bild an Bild gemalt, am tüchtigſten durch Jakob Sunter und ſeine Schüler um 1450. Kein einziger italieniſcher Künſtler iſt unter den urkundlich bekannten Brixner Meiſtern dieſer Zeit zu finden, kein einziges italieniſches Bild im Kreuzgange. Das ſpäteſte Gemälde

(1509) schuf ein Künstler, der Zusammenhänge mit der Nürnberger Malerei, wenn nicht gar mit Albrecht Dürer selbst, aufweist. Im Flügelaltare und der Holzstatue, Erscheinungen, die der italienischen Kunst im Wesen fremd geblieben sind, lebt sich die Plastik des Landes aus. Michael Pacher aus Bruneck im Pustertale (gest. 1498) haben seine bekanntesten Werke, der Altar der Pfarrkirche in Gries bei Bozen und in St. Wolfgang im Salzkammergut, zu einem der berühmtesten Künstler der Spätgotik erhoben. Aus seiner Werkstatt gingen die Altäre von Tramin (heute im Nationalmuseum in München), von Pinzon bei Neumarkt, die Altäre der Franziskanerkirche in Bozen und Brixen, in Völs am Schlern und im Stammschlosse Tirol hervor. Unter Pachers Einfluß begann in Bozen eine Bildhauerschule zu blühen, von der die Meister Lukas Alber, Jörg Arzt, Jörg Fleiß, Silvester Müller, Narziß von Bozen und Wolfgang Aßlinger, der auch den herrlichen Altar in Heiligenblut in Kärnten schnitzte, bekannt sind. Den größten Flügelaltar des Landes schuf Hans Schnatterbeck von Meran für die Pfarrkirche in Lana. Sterzing erhielt durch den bekannten Ulmer Meister Hans Mueltscher 1458 einen Altar, und in jenem der Veitskirche bei Mals zeichnet sich 1514 Ivo Strigl von Memmingen. Eine Zusammenstellung auch nur der bedeutendsten Flügelaltäre in Deutschsüdtirol ergibt über siebzig Nummern. Rechnet man dazu die fast unüberseḧbare Zahl der Holzstatuen, Tafelbilder und Einrichtungsgegenstände

im Lande und in den Museen und Privatsammlungen außer Landes bis nach England und Amerika, dann erhält man ein Bild höchster Blüte spätmittelalterlicher deutscher Kunst. Wer Südtirol auch nur flüchtig von der Eisenbahn oder der Postkutsche aus kennt, weiß von den zahlreichen spitzen Kirchturmsdächern, den vielen zinnengeschmückten Burgen und Schlössern, den nach deutscher Siedelungsart zerstreut liegenden Häusern und Gehöften, die erst weit unter Bozen italienischen Formen und zusammengedrängten Dorfanlagen Platz machen. Die deutsche Gotik hat überall in Stadt und Dorf reizende Baudenkmäler geschaffen. Wie ein Dom im Dorf steht die stolze Pfarrkirche in St. Pauls in Überetsch, an der bis 1556 gebaut wurde, ohne daß die in Italien schon lange ausgereifte Renaissance ihr reiches gotisches Formenwerk zu durchbrechen vermag. Nur flüchtig sei an die vielen gotischen Schlösser und Burgen mit ihrem deutschen Hausrat erinnert, an die Bürgerhäuser der Städte, die sich mit den zahlreichen Erkern, spitzbogigen Pforten, Zinnen und hohen Giebeln, dem überall rankenden Maaswerk um gotische Kirchen, zwischen Türmen und Toren in Sterzing, Brixen und Klausen, in Bozen, Meran und Glurns zu den reizendsten deutschen Stadtbildern zusammenschließen. Das bedeutendste Denkmal gotischer Baukunst hat sich deutscher Geist weit im Süden des Landes in der herrlichen Pfarrkirche von Bozen gesetzt, als ein Wahrzeichen des innigen Zusammenhanges mit dem deutschen Volke

und seiner Kunst. Der Schwabe Hans Lutz von Schussenried hat 1519 den stolzen Turm in Bozen mit seinem zierlich aufgelösten Helm nach den Plänen des Augsburger Meisters Burkhart Engelsberg vollendet. In den Baurechnungen erscheinen neben Tirolern Steinmetzen aus zahlreichen deutschen Städten, aber keine aus Italien. Kronzeugschaft deutscher Kunst gibt ferner das Tiroler Bauhüttenbuch vom Jahre 1480, worin sich die bereits organisierten tirolischen Meister und Gesellen den Bestimmungen der Regensburger Bauhüttenvereinigung, auf deren Tagung schon 1459 Südtirol durch „Michel von der Etsch" vertreten gewesen war, anschlossen. Aus allen Gauen Tirols zählt das Buch die Namen der Meister und Gesellen auf.

Herzog Sigmund, der Münzreiche, hatte die alte Landeshauptstadt Meran noch durch das Fürstenhaus und die Spitalkirche mit zwei herrlichen Bauten geschmückt. Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts wuchs aber Innsbruck immer mehr zur tatsächlichen Landeshauptstadt heran. Die Neuerbauung einer Residenz in Innsbruck, der reiche Bergsegen der Schwazer Bergwerke, die Verlegung der Münzstätte von Meran nach Hall, brachten nun auch für Nordtirol, das bisher mit Kunstwerken weit weniger beschenkt worden war, ein reges künstlerisches Leben, das unter Kaiser Maximilian I., zum Teil auch hier im Anschlusse an die süddeutsche Kunst, seinen Höhepunkt erreichte. Die Kirchen von Schwaz, Hall und

Seefeld, die Burg in Innsbruck und das goldene Dachl, die Erzstatuen der Hofkirche aus der blühenden Innsbrucker Erzgießerei und ihre berühmten Artilleriestücke, die Harnische der Innsbruck-Plattnerei, die Gemälde des Kreuzganges in Schwaz und des Schlosses Tratzberg, die Prägungen der Haller Münze und die Glasgemälde der Haller Glashütte zeigen den Hochstand nordtirolischen Kunstschaffens.

Nach dem späten Ersterben der Gotik in Südtirol folgte aber auch dort kein reicher Einzug der italienischen Renaissance. Obwohl die Bischöfe von Trient durch Berufung italienischer Künstler die Tore zum Anschlusse an den Süden weit geöffnet hatten und Trient in den Jahren eines Konzils zu einem Schwerpunkt italienischen Geisteslebens geworden war, blieb das bisher so kunstfreudige Deutschsüdtirol dem Eindringen südlicher Kunstformen viel hartnäckiger und länger verschlossen, als dies im Norden der Fall war, wo München, Augsburg, Nürnberg die Anregungen Italiens aufgenommen und verwertet hatten. Kein einziges italienisches Renaissancedenkmal steht auf dem Boden Deutschsüdtirols. Zögernd, langsam und spät wurden nur einzelne Formen und Dekorationsmotive übernommen, um rasch so vollständig umgearbeitet zu werden, daß beispielsweise im herrschaftlichen Hausbau ein bodenständiger Lokalstil, der als sogenannter „Überetscherstil" bekannt ist, entstand. Die Renaissance mußte erst den Umweg über Süddeutschland machen, um

als „deutsche Renaissance“ in das Gebiet südlich des Brenners zu gelangen und von einheimischen Künstlern verstanden und aufgenommen zu werden. Das künstlerisch höchststehende Denkmal dieser Zeit, das Bischofsschloß Feldthurns bei Brixen, aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts, ist in seinen Bauformen und seiner einheitlichen Inneneinrichtung der beste Beweis dafür. Einheimische deutsche Meister verfertigen nach den Baurechnungen die herrlichen Vertäfelungen und Decken, Drechslerarbeiten, Öfen und Schlosserarbeiten. Was von auswärts bezogen wurde, kommt nicht aus Italien, sondern von Augsburg. Unter ähnlichen künstlerischen Voraussetzungen begann um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts der Neubau der bischöflichen Residenz in Brixen. Auch der italienischen Renaissancemalerei blieb das deutsche Südtirol verschlossen. Der deutsche Landesteil wartete, verarmt und wie in eigenwilliger Ablehnung italienischer Kunst und Künstler, bis die Barockmalerei, vom Norden herkommend, wieder ihr reiches, buntes Füllhorn ergießt und dem Lande die eigenen Meister reifen. Schon die Brüder Asam waren von Bayern nach Innsbruck zur Ausmalung der Pfarrkirche und des Sitzungssaales im Landhause berufen worden; Mathias Günther, ihr hervorragender Schüler, fand dann den Weg nach Südtirol, wo er die Deutschordenskirche von Sterzing und die Pfarrkirche von Gossensaß ausmalte, vor allem aber 1736 in der Bemalung der Klosterkirche von

Neustift bei Brixen das reichste und heiterste Denkmal der Barockkunst in Deutschsüdtirol vollendete. Dem Lande selbst entstammten drei Maler, die für die ganze Stellung der Barockmalerei von großer Bedeutung geworden sind: Paul Troger, Johann Holzer und Martin Knoller. Paul Troger, 1698 zu Welsberg im Pustertale geboren, starb 1777, nachdem er 1754 schon zum Direktor der Akademie in Wien ernannt worden war. Sein Heimatland gab ihm durch die Ausmalung der Domkirche in Brixen, deren barocker Neubau durch den Tiroler Priester-Architekten Franz Penz 1753 vollendet worden war, den schönsten Auftrag, den es zu vergeben hatte. Johann Holzer, 1709 zu Burgeis im Vintschgau geboren, zahlte die künstlerische Anleihe des Landes durch seine Freskomalereien in Augsburg, Eichstädt, Münsterschwarzach am Main reichlich an den Norden zurück. Der dritte der genialen Barockmaler Tirols, Martin Knoller, war 1775 zu Steinach geboren. Er malte in Südtirol die Pfarrkirche von Anras im Pustertale aus, sein größtes Werk schenkte er aber dem Gebiete durch die zahlreichen Wand- und Tafelgemälde der Stiftskirche in Gries bei Bozen. Mit ihm tritt uns der Mann entgegen, den der Ruhm tirolischer Kunst nicht bloß nach Norden, wo er das kolossale Deckengemälde des Bürgersaales in München, die sieben Kuppelfresken zu Neresheim in Württemberg, das Chorkuppelbild in der Stiftskirche Ettal malte, sondern selbst nach Italien zum Schmucke mehrerer Paläste Mailands brachte. Ungemein

zahlreich ist die Schar einheimischer Ortsmeister der Barock- und Rokokozeit, die, bald diesseits, bald jenseits des Brenners beschäftigt, dem Lande ein einheitliches Kunstgepräge verliehen. Mit Stefan und Gabriel Keßler, Johann Hueber, Egid Schor, Kaspar Waldmann, Franz Anton Zeiller, Anton und Josef Zoller, Josef Schöpf und Josef Arnold sind nur die wichtigsten genannt. Das deutsche Volk südlich des Brenners hatte es auch in dieser Zeit nicht nötig, zum Schmucke seiner Kirchen und Wohnungen Künstler aus Italien zu rufen, und es bleibt eine auffallend beredte Tatsache, daß in der ganzen kirchlichen Wandmalerei, in der sich die Kunst der Barock- und Rokokozeit am vollsten entfaltete und die schließlich einen ähnlichen Reichtum wie die Gotik dieses Gebietes aufzuweisen hatte, kein einziger bekannter Künstler italienischer Abkunft erscheint.

Nicht unerwähnt darf schließlich Tirols Reichtum an Volkskunst bleiben. Die Eigenart des Volkes, seine angeborene Liebe zum Schmücken und Zieren hat von jeher die gewöhnlichsten Gegenstände seines Schaffens, Handwerk und Gewerbe, Hausbau und Hausrat mit künstlerischen Formen übersponnen. Uralte Motive vererben sich darin durch viele Menschenalter, Stoff und Werkzeug bestimmen Technik und Form vom einfachsten bis zum feinsten Empfinden. Religion und Sage stellen Anregungen, und der Entwicklungsgang der hohen Kunst verstrickt sich mit dem in abgelegenen Tälern treu

bewahrten Erbe alter Ausdrucksformen zu reizenden Erscheinungen. Ähnlich wie die einzelnen Gegenden bestimmte Mundarten, Gebräuche und Trachten haben, teilt sich auch die Fülle volkskünstlichen Schaffens in einzelne Gruppen, in ihrer ganzen Erscheinung aber schließt sich das bunte Bild zu einem einheitlich aus deutschem Boden und völkischer Eigenart gewachsenen Ganzen.

Niemals vermochte der nahe Strom italienischer Kunst, selbst in seinem höchsten Stand, das durch die Sprachgrenze deutlich gezogene Ufer zu überfluten und dem deutschen Grenzvolke sein eigenartiges Kunstschaffen zu nehmen. Immer und jedem bemerkbar umstellte deutsche Kunst dieses Land mit unbeweglichen Denkmälern. Wie weithin sichtbare Grenzpfähle stehen die gotischen Türme, die Schlösser wie alte Wächter, wie Urkunden sprechen all die Wandgemälde von altersgrauen Mauern, wie aufgeschlagene Bücher die offenen Flügelaltäre: Hier wohnt ein deutsches Volk!

Die Kunst des neunzehnten Jahrhunderts und der Gegenwart

Von

Privatdozent Dr. Heinrich Hammer

Man sollte glauben, daß im neunzehnten Jahrhundert, dem Jahrhundert des Verkehrs, sich Tirol mehr als früher fremdländischen Einflüssen geöffnet hätte. In Wirklichkeit zeigt sich aber gerade in neuester Zeit die nationale Scheidung wirksamer als je. Hatte im barocken Zeitalter Italien immerhin der deutschen Kunst gewisse Grundlagen gegeben, so ist sie seit dem Ausgange dieser Epoche zunehmend ihre eigenen Wege der italienischen gegenüber gegangen: die Grenze des beiderseitigen Bereiches aber liegt nie auf der Wasserscheide, sondern

südlicher, an der Sprachgrenze. Diesseits der Klause von Salurn gibt es — von wenigen Welschtirolern abgesehen, die, im selben Staatsgebiet geboren, auf dem reicheren deutschen Boden ihren Verdienst suchten — keine italienischen Maler und keine italienische Kunst. Welschtirol erscheint stets als künstlerische Provinz Italiens, Mittel- und Nordtirol hingegen gehen mit der deutschen Kunstentwicklung.

Zwar scheint dem zu widersprechen, daß die „Nazarener", die das Erbe der Kirchenmaler des Rokoko und Klassizismus antraten, ihre Ausbildung zum Teil in Rom fanden und ihrer Kunst die Formen frühitalienischer Malerei zugrunde legten. Aber das Rom, das sie suchen, ist das Rom Overbecks, und die nazarenische Richtung ist eine deutsche Kunst: deutsch in der weltfernen Idealität ihrer Ziele, in der tiefen Frömmigkeit ihres Empfindens, in der Selbstentsagung eines abstrakten Linienstiles; deutsch schon im Bewußtsein der Maler selbst, die die deutsche Kunst aus dem Geiste ihrer mittelalterlichen Vergangenheit erneuern wollten. Nichts ist bezeichnender, als daß diese Richtung denn auch im italienischen Südtirol keine Bedeutung erlangt hat, die dortigen Maler (wie Craffonara aus Riva, Gillarduzzi aus Cortina) vielmehr den Klassizismus fortsetzen. Das deutsche Tirol hingegen — diesseits und jenseits des Brenners ohne Unterschied — hat die nazarenische Malerei mit besonderer Begeisterung aufgenommen und länger als sonstwo festgehalten. Nur einzelne der

älteren Maler übrigens — aus Deutschsüdtirol Karl Blaas (geb. 1815 zu Nauders) — haben ihre Schulung in Rom selbst erhalten, die übrigen alle in Wien oder München: von deutschen Südtirolern sei nur Franz Hellweger (geb. 1812 in St. Lorenzen), der sich bei Heinrich Heß in München bildete, genannt. In ihrem heimatlichen Wirken bildet der Brenner keine Scheide: Hellwegers Tafelbilder finden sich so gut in Nordtirol wie die Fresken Franz Plattners (geb. in Zirl), des Schülers von Cornelius, und Georg Maders (geb. in Steinach), des Schülers Schraudolphs, in Mitteltirol; nur nach Welschtirol reicht ihre Tätigkeit nie. Wohl aber wirken sie an einigen Hauptdenkmalen der ganzen Schule im Norden mit: Blaas hat in der Lerchenfelder Kirche zu Wien, Hellweger in der Münchener Ludwigskirche und im Kölner Dom, Mader im Dom zu Speyer mitgearbeitet. Ihre Werke sind uns heute nicht mehr, was sie den Zeitgenossen galten, da ihnen die eigene, ursprüngliche Ausdrucksweise mangelt; in ihrem Streben aber, eine hohe, reine Gedankenkunst aufzurichten, in der eine strenge Form dem erhabenen Inhalt entspricht, reichen sie im Grunde der jüngsten Tiroler Kunst die Hand. Weit herauf reichen ihre Ausläufer, die allmählich in die „historische Schule" übergehen. Der kirchlichen Plastik gleicher Richtung schenkte gerade das deutsche Südtirol einen überaus fruchtbaren Meister in Josef Gasser (geb. 1816 in Prägratten). Im Schnitzer Josef Bachlechner aus Bruneck lebt die Begeisterung für

altdeutsche Form bis auf heute fort; vom romantischen Geiste beherrscht war auch das Schaffen des Bildhauers Heinrich Natter (aus Graun im Vintschgau); sein Standbild Walthers von der Vogelweide in Bozen wirkt fast wie ein künstlerisches Grenzzeichen: dem pathetisch-pompösen Dante-Denkmal, das ihm der Florentiner Zocchi in Trient gegenübergestellt hat, hält es den ruhigen Ernst deutschen Wesens entgegen.

Was die Tiroler Kunst des neunzehnten Jahrhunderts aber gegenüber früheren Zeiten vor allem unterscheidet, ist, daß sie sich die Heimat auch stofflich erobert, Vergangenheit, Leben und Natur des eigenen Landes selbst zu ihrem künstlerischen Gegenstande gemacht hat. Der heldenhafte Kampf, den Tirol im Jahre 1809 gegen die napoleonischen Heere bestand, lenkte zum erstenmal das Auge auf die unmittelbare Umwelt. Damals tat Plazidus Altmutter (geb. 1780 in Innsbruck) in primitiven Zeichnungen und Bildern die ersten Schritte zu einer selbständigen tirolischen Historien- und Genremalerei. Es geschah um dieselbe Zeit, als, freilich fern vom Lande, der Lechtaler Josef Koch (geb. 1768) die epochemachenden ersten Beispiele einer monumentalen Darstellung der alpinen Landschaft gab.

Nur langsam indes wuchs diese Saat heran; eine Zeitlang schleppte sich die tirolische Historie fast nur bei unbedeutenden Künstlern hin. Dann aber — seit den sechziger Jahren — erhob gerade ein deutscher Südtiroler sie fast

plötzlich zur reifen Kunst: Franz Defregger (geb. 1835) aus Dölsach im Pustertale. Es waren wieder von Deutschland kommende Anregungen, die jene zagen Ansätze nun befruchteten: Defregger schloß sich der „historischen Schule" Pilotys an und ging zudem ähnliche Wege wie Knaus und Vautier im Schwarzwald und in Hessen. Aber ihre eigentliche Kraft und Eigenart hat Defreggers Malerei doch aus der Art des deutschen Tiroler Volkes selbst geschöpft, die in seinen Werken, freilich mehr nur nach ihren froheren Seiten, in unvergänglicher Weise künstlerisch niedergelegt ist. Bedarf es eines Wortes, um diese liebenswürdige und kernige Kunst als eine durch und durch deutsche zu kennzeichnen? Treuherzig und gemütvoll, schalkhaft und innig zugleich, ist sie, mag ihr auch manches Zeitbedingte anhaften, deutsch wie jene Schwinds und Richters und auch wie jene der altdeutschen Kleinmeister. Nordtirolische Zeitgenossen wie Mathias Schmid und Alois Gabl haben sich Defregger beigesellt; eine Schar von Epigonen, wie Hugo Engl (geb. 1852 in Lienz), Thomas Walch, Karl Jordan, Josef Waltl, Fritz Frech u. a., haben seine Tradition bis auf unsere Tage fortgeführt: wieder hält also fast ein halbes Jahrhundert ein und dieselbe Kunstrichtung in Nord- und Mitteltirol zahlreiche künstlerische Begabungen vereint; ihr Gegenstand ist die gemeinsame große Vergangenheit dieses Gebietes, sein in den Grundzügen gleiches Volksleben. Gibt es ein stärkeres Zeugnis, wie sehr das Bewußtsein von der Einheit der

deutschen Teile des Landes auch in seinen Künstlern lebendig war?

Doch hat sich diese ältere tirolische Geschichts- und Sittenmalerei stofflich wie künstlerisch schließlich erschöpft. Die jüngste Generation wandte sich davon weg den modernen Bewegungen und damit auch neuen Stoffen zu, ja suchte nur zu gerne, jetzt wie in alter Zeit, ihr Wirkungsfeld in der Ferne. Aber es ist immer der Norden, wohin sich die Künstler wenden, deutsche Kunst, der sie sich anschließen. Mitteltirol allein hat den süddeutschen Zentralen einige ihrer besten Künstler gesendet: in Wien schlug der ausgezeichnete Historien- und Bildnismaler Alois Delug (geb. 1859 in Bozen), in München der kapriziöse „deutsche Watteau" Leo Putz (geb. 1869 in Meran) und auch Eduard Thöny (geb. 1866 in Brixen), der weltbekannte, geistreiche Karikaturist des „Simplizissimus", seine Stätte auf.

Noch vor dem Schlusse des Jahrhunderts aber lebte in unerwarteter Verjüngung das tirolische Geschichts- und Bauernbild wieder auf. Aus demselben Talbecken des östlichen Pustertales, das seinen Begründer entsandt hatte, ging sein Erneuerer hervor: Albin Egger-Lienz (geb. 1868 zu Striebach). In München geschult und anfänglich an Defregger anknüpfend, hat er, mit jedem größeren Werke in erstaunlich folgerichtiger Entwickelung eine neue Stufe ersteigend, die alten Stoffe zu ganz anderen und höchsten Wirkungen umgestaltet. Zunächst faßte er sie im

Sinne eines neuen herben und tiefen Naturalismus an: er schildert die großen, erschütternden Momente des Krieges, die ernsten Seiten des Bauernlebens, die schlichte Alltagserscheinung des Landmanns, nicht in sauberem, glattem Vortrage, sondern in kühner impressionistischer Breite. Aber bald geht er darüber hinaus: vom bestimmten Einzelereignis zur bloßen Versinnbildung der Zeitstimmung, von den Episoden des Volkslebens zu jenen typischen, elementaren Zügen, in denen das Dasein des Schollenmenschen seit alters verläuft. Vom Heimischen gleitet die Darstellung in das Bäuerliche überhaupt hinüber und endet im allgemein Menschlichen. Die Gestalt wird des Besonderen entkleidet, zu höchster Einfachheit, aber auch stärkstem Ausdruck idealisiert. Der malerisch-impressionistische weicht einem zeichnerisch-linearen Stil, der nur mehr mit großen Linien und Flächen arbeitet. Das erzählende Geschichtsbild ist in eine monumentale Gedankenmalerei hinübergeführt.

Der Weg Albin Eggers gleicht jenem Ferdinand Hodlers; aber seine Wesensart ist verschieden von diesem: dem allseitigeren, farbenfreudigeren, formfroheren, aber innerlich kühleren Schweizer, der nicht ohne Einflüsse romanischen Wesens geblieben ist, steht er als der einseitige und schwere, aber tiefgründige und gefühlswarme Tiroler gegenüber, der nach deutscher Art an sein Schaffen immer sein ganzes Inneres hingibt. Seine Gestalten ergänzen jene Defreggers nach der anderen Seite: ernst, schweigsam

und ehrfürchtig, aber auch aufrecht und trotzig, wie sie in seinen „Wallfahrern" vor dem Gekreuzigten stehen, sind sie doch wohl echte Sinnbilder deutschen Bauerntums ohne einen Hauch romanischer Art. Und liegt nicht deutsche Geistesrichtung überhaupt in dieser ganzen Kunst, die, von allem Äußerlichen unbefriedigt, sich unwiderstehlich vom Malerischen zum Gedanklichen, von engem Umblick zu allumspannender Weite, hinan zum Ursprünglichen und Ewigen hindurchringt, gleichsam religiös im freiesten Sinne des Wortes? Ja, man möchte weiter fragen: ist es Zufall, daß im selben Gebirgslande, wo Josef Koch die monumentale Struktur des Hochgebirges entdeckte, ein später Nachfahre die Erscheinungen des Lebens seiner Menschen unter den kühnen Abstraktionen eines extremen Linienstiles sieht? Geleitet uns nicht die Neigung zu zeichnerischer Stilisierung, die man so oft als einen Grundzug deutschen Kunstwillens bezeichnet hat, wie eine fast durchgehende Note auch durch die neuere Kunst des tirolischen Berglandes?

Albin Eggers Richtung steht in ihr nicht ganz vereinzelt. Auch in der Gegenwart halten ähnliche Züge die deutschen Landeshälften zusammen. Eggers herber Frühstil hat in den bildnerischen Arbeiten des Nordtirolers Christian Plattner, sein später abstrakter Idealismus in den Dichtungen Schönherrs ein Seitenstück. Und auch auf die Landschaft — und gerade die großlinige Landschaft des Etschtales — hat jüngst

Hans Josef Weber eine Art monumentaler Stilisierung angewendet.

So zieht sich auch durch das neunzehnte Jahrhundert eine fortlaufende Kette von Zeugnissen hin, daß es beiderseits des Brenners nur ein Volk gibt, dessen uralte deutsche Art sich auch in seinen Kunstwerken immer wieder klar kundgibt.

Vor der Entscheidung

Von

Dr. Eduard Reut-Nicolussi

Mitglied der Tiroler Landesversammlung und der Wiener Nationalversammlung

„Ganz Deutschland, ach, in Schmach und Schmerz,
Mit ihm das Land Tirol ..."

Während diese Zeilen geschrieben werden, harrt Tirol angstvoll auf die Entschlüsse, die die Sieger des Weltkrieges über die Grenzen Italiens fassen werden, denn diese Entschlüsse werden auch entscheiden, ob es fortan noch ein Tirol gibt oder nicht.

Der Italiener hat uns nie besiegt. Keinen Zoll deutschen Tirolerbodens vermochten seine Soldaten in dreieinhalbjährigem Kriege zu erobern, wiewohl wir von

Anfang an zahlenmäßig unterlegen waren und den größten Teil der Tirolerfront lange mit unausgebildeten Freiwilligenabteilungen, mit unseren Standschützenbataillonen, besetzt halten mußten. Mit berechtigtem Selbstbewußtsein haben wir uns immer sagen können: bei gleichen Kräften schlagen wir diesen Feind leicht nieder.

Und dann hat doch alles in Unglück und Niederlage geendet, und nun soll unser Volk, das wie kein anderes friedliebend und in sich gewandt jedem Nachbarn neidlos seine nationalen und wirtschaftlichen Güter vergönnte, aus der Geschichte hinweggetilgt werden. Es ist ganz sinnlos zu denken, daß nach einem Kriege, den Italien aus verbrecherischer Machtgier alten Verträgen zum Trotze vom Zaune gebrochen hat, die Tiroler mit ihrer Existenz eine Schuld büßen sollen, für die sie vor Gott und den Menschen auch nicht der Schatten einer Verantwortung trifft.

Italien verlangt Bozen und die Schlösser des Überetsch, Meran und Passeier, wo Andreas Hofers Wiege stand, Brixen und Klausen, Sterzing und Bruneck. Die Gotenenkel des Burggrafenamtes und Sarntales, alemannisches und bajuvarisches Blut und die Reste des Urvolkes der Räter sollen unter das verhaßte Joch des welschen Zufallssiegers gebeugt werden.

Wir haben keine Machtmittel mehr, um Land und Volk vor der Knechtschaft zu retten. Tirol ist am längsten von allen Randgebieten der aufgelösten Monarchie Kriegsgebiet und Etappe gewesen. Unsere Kaiserjäger- und

Kaiserschützenregimenter haben überall gestürmt, wo das Feuer am heißesten war, und sind am Schlusse durch den Verrat nichtdeutscher Kameraden in das harte Elend der italienischen Gefangenschaft geraten.

So sind wir physisch ausgeblutet und müssen es mit zusammengebissenen Zähnen leiden, daß der Feind unsere Landsleute innerhalb der Demarkationslinie peinigt. Er betrachtet und behandelt die ganze männliche Bevölkerung als kriegsgefangen, versucht schon während des Waffenstillstandes die Schulen zu entdeutschen, verschleppt politisch Verdächtige in Ketten. Wir müssen es auch ertragen, daß er die Landeshauptstadt besetzt hält und daß die geheiligte Stätte siegreichen tirolischen Opfermutes, der Berg Isel, vom lärmenden Geschwätz fesgeschmückter Sizilianer widerhallt.

Im Dunkel unserer ohnmächtigen Not, die auch Deutschland niedergeworfen hat und Deutschösterreich, die uns der Willkür der Gegner ausliefert, leuchtet uns nur eine letzte Hoffnung: Unser Recht. Mit dem zähen Trotze eines freiheitstolzen Bergvolkes halten wir daran fest. So gering unsere Zahl, so klein unser Land ist, über die Gerechtigkeit unserer Forderung besteht für den kein Zweifel, der Etsch- und Eisacktal kennt, kein Zweifel für den, der nur die Karte der Alpen mit flüchtigem Blicke streift. Hie deutsch, hie welsch! Ein scharfer Strich nicht nur der Sprachen, auch der Bergkämme, scheidet in Tirol Volk von Volk, so zwar, daß in der südlichsten deutschen Gemeinde

am rechten Etschufer, in Fennberg auf dem rechten Pfeiler der Salurnerklause, kein einziger Italiener lebt.

Ohne Waffen, aber im Besitze eines unzweifelhaften Rechtes, dessen Klarheit Italiens Forderungen zu Schamlosigkeiten macht, sehen wir der nächsten Zukunft entgegen. Die Behauptung unserer Landeseinheit ist unsere erste politische Aufgabe, unser erstes nationales Ziel. Hundert Gründe der Vernunft, der Billigkeit, der Zweckmäßigkeit streiten für sie, nur der eine Grund verblendeter Eroberungssucht stellt sie in Frage. Gegen diese Eroberungssucht rufen wir das Gewissen der verbündeten Gegner und die Hilfe unserer Brüder auf: „Laßt solche Gewalt nicht zu; reißt dies unser Land nicht schnöde entzwei! Es hat sich in tausendjähriger Geschichte als ein Hort der Ordnung und der Freiheit erwiesen. Achtet seine schlichte Größe!"

Dafür arbeiten wir jetzt in schwerer Sorge und werden nimmer ruhen und rasten, bis Tirol früh oder spät, in Güte oder durch Gewalt sein Recht erlangt, denn ein Friede, der dieses Recht zerträte, bestünde für uns nicht. Darüber ist ganz Tirol eines Sinnes.

Wird aber Tirol vor der Verwelschung gerettet, dann wenden sich unsere Blicke dem nächsten Ziele zu: dann müssen jene Grenzpfähle niedergerissen werden, die, schwarzgelb und schwarzweißrot, der Hader ehrgeiziger Dynastien zwischen Brüdern zu einer Zeit aufrichten durfte, da in deutschen Landen Fürstenlaune mehr galt als Blutsgemeinschaft und Wille der Nation.

Ein Volk, ein Reich, einer Sprache Laut und einer Liebe Ketten, dafür schlagen in Tirol alle Herzen. Im Mai 1915 sind die Innsbrucker Standschützen mit schwarzrotgoldenen Fahnen ausgezogen, und das deutsche Alpenkorps hat an unserer Seite die Dolomitenfront verteidigt. Die Tiroler waren immer großdeutsch von den Zeiten der Hohenstaufen über 1809 bis zur Frankfurter Nationalversammlung und von da über 1866 bis zum letzten Treuedienst unserer Regimenter in den Tagen des Verhängnisses November 1918.

Und nun streben wir wieder zu euch, ihr Brüder im Reiche. Vielleicht vermag uns Feindesübermacht noch eine Weile trennen. Nicht auf lange. Wenn je, dann muß nach dem Wahnsinn dieses Krieges aus Selbstbesinnung geborene Gerechtigkeit die Menschheit von den Tiefen einer skrupellosen Gewalt- und Ränkepolitik auf die Höhen der Völkerfreiheit und des Menschenverstehens führen. Dann schließt sich jedes Volk, von niemandem behindert, unter gemeinsamen Gesetzen zu inniger Kulturarbeit zusammen, dann verbinden sich freie Völker untereinander zur Erfüllung höchster Menschheitsgedanken.

Denn in der Bitterkeit der jetzigen Stunde vergessen wir Tiroler doch die letzte gottgewollte Menschenbestimmung nicht und sehnen uns nach der Zeit, da wir mit allen deutschen Stämmen aus der Begrenztheit der Väterheimat in die Weite einer gesteigerten schrankenlosen Weltkultur hinauswirken können.

Literatur im Kampf um die tirolische Landeseinheit

Von

Dr. Anton Dörrer

Diese Literatur kann hier des beschränkten Raumes wegen nur insoweit verzeichnet werden, als sie nicht schon in älteren Werken, wie Ascoli G. J., Saggi ladini, 1873. Emmert B., Il Dipartimento dell' Alto Adige del Regno Italico (1810—13), 1909, Ettmayer K. v., Die geschichtlichen Grundlagen der Sprachenverteilung in Tirol, 1913, Kende O., Tirol, geographische und geschichtliche Grundzüge und Probleme, 1916, Mayr M., Der italienische Irredentismus, 1917, Penck A., Die österreichische Alpengrenze, 1916, usw. vorgefunden werden kann.

Montanus, Die nationale Entwicklung Tirols in den letzten Jahrzehnten. Deutschtum im Kampf gegen italienisches Ausbreitungsbestreben. Mit 14 statistischen Tabellen und 1 Karte. 8°, 69 S. Innsbruck, 1918.

(Wopfner H., Wackernell J. E., u. Dreger M.) Denkschrift des akademischen Senats der Universität Innsbruck. Die Einheit

Deutschtirols. Mit einer Karte. 8°, 50 S. Innsbruck, 1919. Die 2. Auflage führt den Titel „Die Einheit Tirols"; desgleichen die französische und englische Ausgabe.

Wieser Franz v., Die Südgrenze von Deutsch-Tirol. Richtlinien für die Friedensverhandlungen. Mit einer Karte. 8°, 14 S. Innsbruck, 1919.

Schullern Herm. R. v., Deutsch-Tirol ein selbständiger Staat? In wirtschaftlicher Richtung besprochen. Gr.-8°, 20 S. Innsbruck, 1919.

(Lardschneider Arch., Tasser Alf., Pescosta H. u. Peratoner J. A.) Selbstbestimmungsrecht für die Ladiner. Mit einer Karte. Gr.-8°, 20 S.

Justice pour le Tyrol. Mit 2 Karten und 10 Abbildungen, Gr.-8°, 16 S. Innsbruck, 1919.

Justice for the Tyrol. Wie oben.

Justice for (pour le) Tyrol. Mit 2 Karten. Gr.-4°, 16 S. Illustriert von Tony Grubhofer. Innsbruck, 1919.

Granichstaedten-Czerva R., Die staatsrechtliche Stellung Tirols, historisch entwickelt. 8°, 162 + 44 S. Innsbruck, 1919.

Pfaundler Rich. v., Die Ansprüche Italiens auf Deutschsüdtirol. Mit einer Karte. 8°, 8 S. Wien, 1919. Flugblätter für Deutsch-Österreichs Recht.

(Koflerbeck Carl) Deutschsüdtirol in Gefahr! Mit einer Karte. 8°, 8 S. Innsbruck, 1919.

Voltelini H. v., u. Ottenthal E. v., Das deutsche und ladinische Südtirol. 8°, 13 S. Wien, 1919. Deutsche und französische Ausg.

(Guggenberg O. v., u. Lutz W.) Die Tiroler Frage. Mit einer Karte und 4 Abbildungen. 8°, 16 S. Bern 1919. Deutsche, englische und französische Ausgabe.

Die Ladiner und wir Bündnerromanen. Die Ladiner in Tirol und Friaul. Nach dem romanischen Referat in der Uniun Romantscha, Chur, vom 28. Januar 1919. Dedicau all' Uniun Romantscha de Cuera da C. Demont. 8°, 24 S. Chur, 1919.

Straganz M., Mitteltirol deutsches Gebiet. 8°, 64 S. Innsbruck, 1919.

Rohmeder Wilh., Das Deutschtum in Südtirol. Mit einer Sprach- und einer Besiedelungskarte. 8°, 48 S. Berlin, 1919.

Dengel Phil., Italien auf dem falschen Wege. Vom Irredentismus über den Nationalismus zum Imperialismus. Mit vollständigem Wortlaut des Londoner Vertrages vom 26. IV. 15 und Bemerkungen über seine Vorgeschichte. 8°, 35 S. Innsbruck 1919.

Der Deutsche Schwur am Berg Isel. Reden von Heinr. v. Schullern, Prof. Ant. Müller und Franz Kranewitter vor dem Hofer-Standbild am 13. Juni 1919; Deutschsüdtiroler Trutzlied von E. Lanner; Tiroler Volkshymne von Br. Willram. Herausgegeben vom Bund für Südtirol „Heimat". 8°, 8 S. Innsbruck 1919.

Tiroler-Heft der „Woche", Berlin 31. Mai 1919, herausgegeben unter Mitwirkung tirolischer Politiker, Gelehrter und Künstler von Dr. Anton Dörrer. Reich illustriert.

Perchè l'Alto Adige è nostro. Spunti di conversazione coi soldati per gli Ufficiali Subalterni. A cura della Stottosezione P. del XXIX Corpo d'Armata, 1918. 8°, 30 S.

Tolomei Ettore, Cenni Statistici sull' Alto Adige. 8°, 55 S. Bolzano, 1919. Gedruckt in Mailand, da sich in Bozen keine Druckerei zur Herstellung bereit fand.

Sironi Giulio, La stirpe e la nationalità nel Tirolo-La Rezia. Milano 1918. Gewidmet König Viktor Emanuel III.

Aufsätze in den Zeitungen, wie in der Innsbrucker, Münchner, Berliner, Wiener, Schweizer und fremdsprachigen Presse, sind deshalb nicht angeführt, weil ihre Zahl Legion geworden und der wesentliche Inhalt in vorgenannten Veröffentlichungen behandelt ist. Außerdem sind Sprachen- und Besiedelungskarten, Flugblätter und Ansichtskarten ausgegeben worden. Soweit die angeführte Literatur, welche zum Teil nicht im Buchhandel erhältlich ist, noch vorrätig ist, kann sie durch den Bund für Südtirol „Heimat", Innsbruck, Landhaus, bezogen werden.

Ullſtein & Co
Berlin

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

DG
975
V42G7

Grabmayr, Karl von
Süd-Tirol